DER MARIENBOTE



August 1946

Inhalt

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Nr. 11 August 1946 14. Jahrgang

Dies und Das

Ruf nach Priestern. Als wir im Juni die von den Oblatenpatres betreuten Katholiken baten uns zu helfen, dem Herrn eine neue Priesterschule zu bauen, konnten wir wieder einmal mit Freuden feststellen, daß der heilige Glaube unseren Leuten immer noch hoch im Wert steht.

Auf der Kanzel und durch die Presse haben wir die große Priesternot der heutigen Kirche zu erklären versucht. Wir haben auch auf die ernste Verantwortung hingedeutet, die gerade während dieser Nachkriegstage auf uns Katholiken Canadas ruht. Wir sind es, und die Gläubigen der Vereinigten Staaten, an die der Heilige Vater sich mit dem Aufruf gerichtet, die Sorge um die so bitter notwendige Erziehung neuer Priester und Missionare mitzutragen.

Uns Katholiken ist das Priestertum etwas Hohes und Heiliges. Wir wissen, daß der Geist Christi auf Erden, dieser Geist der Liebe, der Gerechtigkeit und des segnenden Friedens, keine Frucht ist, die den Werken dieser Welt entwächst. Christi Geist unter den Menschen ist abhängig von den Fluten der Gnade, die aus den Tiefen des Dreieinigen kommend, in unsere Herzen sich senken. Die Gnade Gottes aber strömt nur dort in ihrer vollen Kraft, wo geweihte Männer, Priester Christi, die Sakramente der Erlösung jedem einzelnen zugängig machen.

Mit der Gnade muß das große Werk der Wieder-Verchristlichung unserer Welt beginnen, nicht einfach nur mit Versuchen, die Sitten zu bessern. Zu lange haben wir es mit der Sittenverbesserung versucht, und wir kamen zu keinem Erfolg, weil all unser Handeln eben zu wenig des Göttlichen in sich trug. Zu wenig jenes Göttlichen, das wir die Gnade Christi nennen und das nur durch die Sakramente des Neuen Bundes zu uns kommen kann.

Diese Gnade zu vermitteln, ist des Priesters heiligste Aufgabe. Es ist die Kirche aber erschreckend arm an Priestern geworden. Der Krieg hat sie ihr genommen. Wo aber der Priester fehlt, da gibt es auch keine Sakramente, da ist die kürzeste Brücke zwischen Mensch und Gott zerstört, und der Weg bleibt dunkel.

Erschauernd ist das Bild, das uns über die Priesternot in der russischen Zone Deutschlands vom „Schweizerischen katholischen Volksblatt" gezeichnet wird. Groß ist dort die Not unter den Flüchtlingen. Ihr Schrei nach Brot wird über-

tönt von einem anderen Ruf: „Schickt uns Priester."

An diese Not der Millionen gequälter Menschen haben wir noch garnicht gedacht. Sie hat uns bis heute noch nicht beunruhigt. Die Katholiken Deutschlands empfinden sie aber. Sie leiden furchtbar darunter, daß sie neben dem Hunger nach Brot auch noch den Hunger nach Gott ertragen müssen, diesen Hunger nach der allerletzten Hoffnung auf Güte und Erbarmen.

Fünfzig Menschen sterben wöchentlich in jedem einzelnen der vielen Flüchtlingslager Ostdeutschlands. „Schickt uns Priester, um den vielen und abervielen wenigstens zu einem menschenwürdigen Sterben zu verhelfen!", fleht man von dort.

Neben dem Notruf „schickt uns Priester für die Toten" hallt ein zweiter: „Schickt uns Priester für die Lebenden!" Die so rufen, sind alle Frauen und Mädchen, denen die russische Soldateska nachstellt. All die Frauen und Mädchen, die brutal vergewaltigt werden, deren körperliche und seelische Gesundheit vollkommen erschüttert ist, sodaß sie unfähig sind, je auch nur einem gesunden Kinde das Leben schenken zu können. All die Frauen und Mädchen, die mit Geschlechtskrankheit infiziert werden und die beim gewaltigen Aerztemangel keinen Doktor finden — und haben sie einen gefunden, so mangelt es diesem an Medikamenten. Und mit den Frauen und Mädchen schreien die Alten und Kranken, die Mädchen und Knaben, die Mütter und Väter nach dem Priester.

„Schickt uns Priester für unsere Kinder!", bittet man uns. Die Kinder in den Flüchtlingslagern laufen Gefahr, nach ihrer Gesundheit, nach ihrem Recht zum Brot, nach ihren Eltern auch noch den Glauben zu verlieren.

So sieht es heute in einem Lande aus, das arm ist an Priestern. Deutschland ist aber bei weitem nicht das einzige Gebiet, das unter der Priesternot leidet. Ueberall in der großen Welt ruft man nach geweihten Männern. Sie fehlen in Europa, sie fehlen hier bei uns. Ganz besonders jedoch braucht die Kirche sie für ihre großen Missionsfelder, wo die Saaten reif werden, ohne daß Schnitter da sind, sie zu schneiden.

Woher sollen der Kirche die fehlenden Priester und Missionare kommen, wenn nicht von uns, denen Gott in Seiner Gnade noch ein geregeltes religiöses Leben erhalten hat? Als die ersten Ansiedler Canadas nach Priestern riefen, weil sie christlich leben und christlich sterben wollten, wurden sie von der Kirche sofort versorgt. Unseren Leuten, für die wir hier schreiben, kamen Priester gerade aus jenem Lande, dessen geistige Not wir hier beschrieben.

*

Opfernder Glaube. Es ist uns Oblaten eine Freude gewesen, als wir sahen, wie unsere Katholiken uns verstanden haben. Die allermeisten waren bereit, große, außergewöhnliche Opfer zu bringen, damit die neue Priesterschule gebaut werden könne. Aus ganzem Herzen danken wir ihnen, im Namen Gottes und im Namen aller, die heute aus tiefer Not uns anflehen, ihnen Priester zu schicken.

Es hat sich gezeigt, daß unser Volk den Glauben ihrer Väter immer noch mit Ehrfurcht und Gottessinn umhütet. Fast jeder einzelne, an den wir herantraten, hat sich bereit erklärt, während der nächsten zwei Jahre zu helfen, das geplante Knabenkolleg in North Battleford aufbauen zu helfen. Zweihundert und fünfzigtausend Dollar zu sammeln, ist keine leichte Sache. Nachdem unsere Katholiken aber einmal eingesehen, daß hier die Kirche Gottes vor ihnen steht und sie bittet, ihr in großer Not zu helfen, haben sie mit beiden Händen zugegriffen. Sie wollen das Werk vollenden, das ihnen aufgetragen wurde. Zum ersten Mal wurde ihnen Gelegenheit gegeben, an der großen katholischen Weltkirche mitzubauen, und sie haben sich dieser Gelegenheit würdig gezeigt. Man wird nun auch in Rom bald wissen, daß die von den Oblatenpatres der St. Marienprovinz versorgten Katholiken nicht nur innerhalb der Grenzen ihrer eigenen kleinen Gemeinden katholisch sein wollen, daß sie aber als volle Mitglieder der Weltkirche vor ihrem Gotte und vor ihren Söhnen stehen, katholische Christen, auf die die Kirche in der Not bauen kann.

Große Opfer wurden uns versprochen. Und wir wagen fast zu sagen: Gott hat uns dieser Opferbereitschaft wegen gesegnet. Regen über Regen ergoß sich über unsere Felder und reiches Brot wächst um uns herum.

Noch ist die Ernte aber nicht geborgen. Ein einziges Hagelwetter kann zerstören, was heute so hoffnungsvoll der Reife entgegen wächst. Immer noch kann der Herr uns vor die große Probe stellen: Bleibst du mir auch dann treu, wenn ich dich schlage? Kannst du auch dann noch dankende Opfer

bringen, wenn ich dir meine segnende Hand entziehe, wie ich sie einst dem frommen Job entzogen habe?

Segnet Gott unsere Felder, dann sind wir sicher, daß das neue Knabenkolleg gebaut werden wird. Alles hängt von Gott ab und vom guten Willen unserer Geber. Die Berichte, die von den einzelnen Oblatenpfarreien über die Oblatensammlung nach Regina kamen, sind sehr versprechend. Da noch nicht alle Berichte in Regina sind, können wir heute leider noch nicht bekannt geben, wieviel uns versprochen wurde. Eines aber wissen wir heute schon: Wenn die Katholiken während der nächsten zwei Jahre jene Opfer bringen, die sie uns versprochen, dann wird die neue Priesterschule bald gebaut sein.

*

Neue Einwanderung. Wie bereits in der letzten Nummer des Marienboten berichtet wurde, hat unsere Regierung eine neue Einwanderung nach Canada erlaubt. Auch Personen aus Deutschland dürfen hierher kommen, vorausgesetzt, daß sie zu den Gruppen gehören, die wir in der Julinummer des Marienboten beschrieben haben.

Der katholische Volksverein wird sich nun wieder mit der Einwanderungsfrage befassen. Alle Anfragen bezüglich der Möglichkeit, Verwandte aus Mitteleuropa nach Canada zu holen, sende man an den Sekretär des Volksvereins, Pater A. Schaller O.M.J., Wilkie, Sask., oder an Herrn A. Kaufmann, Präsident des Volksvereins, Leipzig, Sask.

Jeder Antragsteller wird eine Form ausfüllen müssen, die ihm von den genannten Beamten des Volksvereins zugestellt werden kann. Wir werden aber darauf gefaßt sein müssen, daß die Einwanderung nicht so schnell vor sich gehen wird als wir es wünschten. Alle Schiffe, die heute von Europa kommen, sind von rückkehrenden Soldaten und ihren Familien angefüllt. Es wird noch eine geraume Zeit — vielleicht bis zum Frühjahr 1947 — dauern, bis den Einwanderern Schiffsraum gegeben können wird. Auch sind, wie die Regierung berichtet, die Einwanderungsbehörden noch nicht voll und ganz organisiert. Canada wird hier und in den Ländern Europas Beamte aufstellen müssen, denen die Leitung der Einwanderung unterstellt ist.

Der St. Raphaels-Verein in Hamburg, Deutschland, berichtet uns, daß er mit seiner Auswandererarbeit beginnen möchte. 95 000 Katholiken aus Bessarabia, Rußland, warten in der Nähe von Hannover auf Gelegenheit, auswandern zu können. Der St. Raphaelsverein möchte ihnen dabei behilflich sein, kann aber auch nichts tun, bis alles organisiert ist.

Die Oblatenpatres der St. Marienprovinz wollen nun mit Hilfe des Volksvereins die Einwanderungsfrage zu lösen helfen. Jeder kann heute schon seinen Antrag einsenden. Ungeduldig darf aber keiner werden. Die vor uns stehenden Probleme sind groß und verwickelt. Wir hoffen aber, daß sich alles mit der Zeit gut regeln wird. Der Marienbote wird seine Leser bezüglich dieser Frage auf dem Laufenden halten.

Der Schriftleiter.

Nur die totale Liebe kann uns retten!

Johannes im Kerker läßt den Herrn fragen: „Bist Du es, oder haben wir auf einen anderen zu warten." — In dieser Frage klingt das bange Dunkel, die Hoffnungslosigkeit aller irdischen Jahrhunderte wieder. Der Herr gibt die denkwürdige Caritasantwort: „Geht, sagt dem Johannes, was ihr seht und hört: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, den Armen wird die Frohbotschaft verkündet" (Mt. 11, 3 f).

In einem Kerker ohnegleichen, in ungeheurer Not und Hoffnungslosigkeit, fragen unsere Millionen und wir mit ihnen. Ihr Schrei dringt täglich mehr ins Innerste. Es gibt nur eine Antwort auf diesen ungeheuren Schrei, die Antwort der wirkenden und erlösenden Liebe. Alle anderen Antworten interessieren nicht. Für uns aber ist diese Antwort eine Aufgabe von ungeheurem Ausmaß. Der totale Haß, der aus der Gottlosigkeit von Hunderttausenden kam, hat uns entsetzlich unglücklich gemacht. Nur die totale Liebe kann uns retten. Sie steht seit zwei Jahrtausenden im Evangelium (Lk. 10, 27). Nur wenige haben sie ernst genommen und getan. Die vielen haben den Herrn nicht ernst genommen. Darum hat uns sein Widersacher und dessen totaler Haß geschlagen. Lernen wir es doch endlich! Seit Jahren unter Räuber gefallen, liegt unser Volk nunmehr wund und geschlagen an unserem Weg, zwischen unseren täglichen Schritten. Nächster ist ihm nur, wer ihm Barmherzigkeit tut. (Lk. 10, 37).

Johannes Nar.

Fünfzig Jahre im Dienste des Herrn

Das kleine Städtchen Leipzig, weit draußen in der großen Prärie Saskatchewans, schaut einem wichtigen Tage entgegen. Am 15. August dieses Jahres begeht der Pfarrpriester von Leipzig, der hochw. Pater Heinrich Böning O.M.J., sein goldenes Priesterjubiläum. Von weit und breit werden die Oblatenmitbrüder des hochw. Jubilanten kommen, um ihn, geführt von seinem Bischof und seinem Provinzialoberen, an den Altar zu geleiten, wo er sein Jubiläumsamt zelebrieren wird.

Die Gemeinde Leipzig hat schon seit langem begonnen, die hohe Feier ihres Priesters vorzubereiten. Anfang dieser Vorbereitung machte eine allgemeine Mission, die der hochw. Pater W. Merx O.M.J. vom 30. Juni bis zum 7. Juli in der Pfarrkirche zu Leipzig predigte. Erneuert an Herz und Seele, arbeiten jetzt die Pfarrkinder Pater Bönings an der Ausgestaltung der kommenden Feier ihres Priesters.

Es ist aber nicht nur die Gemeinde von Leipzig, die dem 15. August entgegenschaut. Auch in der St. Mariengemeinde zu Regina und in Holdfast, Sask., wo der hochw. Jubilant lange Zeit als Pfarrpriester wirkte, gedenkt man dieses Tages. In Regina und in Holdfast ist man voller Hoffnung, daß Pater H. Böning O.M.J. auch ihnen die Freude eines Jubiläumsamtes geben werde. Das große Interesse, das der Jubiläumsfeier überall dort gezeigt wird, wo Pater Böning O.M.J. als Priester gewirkt, zeugt von der großen, allgemeinen Beliebtheit, deren sich der Jubilant erfreut.

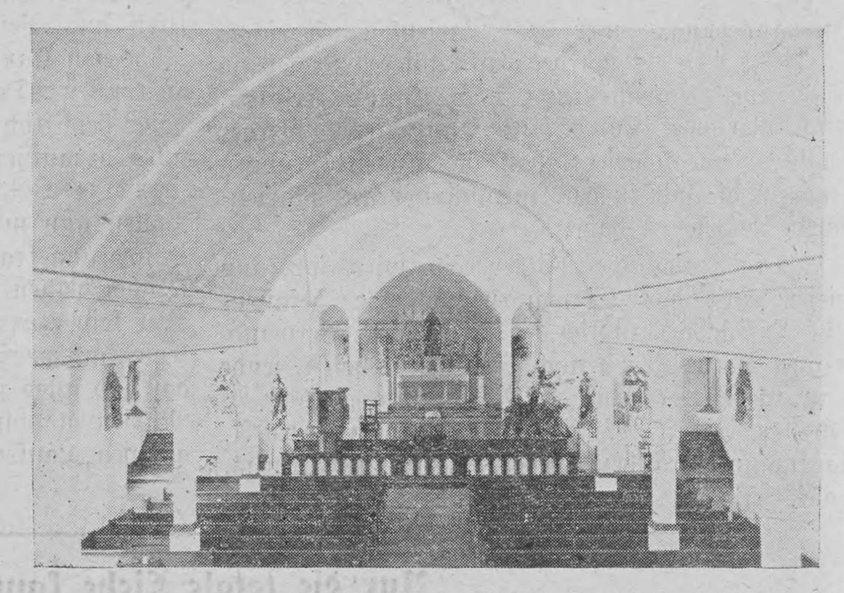
Pater Bönings Geburtstag war am 2. Februar 1871. Seine Eltern lebten im Sachsenland, Deutschland. Er war einer der allerersten Schüler der bekannten deutschen Oblatenschule St. Karl in Holland. Anfangs hatten die deutschen Oblatenpatres ihr Juniorat oder ihr kleines Priesterseminar in Heer, Holland. Dort trat Pater Böning als einer der ersten deutschen Junioristen in die Reihen der Oblaten ein.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien begab er sich im Jahre 1890 nach St. Gerlach. Dort machte er sein Noviziatsjahr, und ein Jahr später auch seine ersten Ordensgelübde. Von 1891 bis 1895 studierte er in Bleyerheide und in Liege, Belgien, Philosophie und Theologie. Noch war er mit seinen Studien nicht zuende, als ihn seine Ordensoberen bereits nach Canada sandten.

Im Jahre 1895, also vor 51 Jahren schon, kam Pater Böning O.M.J. als Diakon nach New Westminster. Im dortigen St. Louis Kolleg bereitete er sich auf seine Priesterweihe vor und wirkte zu gleicher Zeit als Lehrer. Der 15. August 1896 war Pater Bönings großer Tag. Bischof Durieu weihte ihn zum Priester.

Von 1901 bis 1914 wirkte der hochw. Jubilant als Leiter der Indianerschule von Williams Lake, B.C. 1914 wurde er Pfarrpriester von Kamloops, B.C., um dann im Jahre 1916 wieder in seine Indianermissionen zurückzukehren.

1919 wurde er von seinen Ordensoberen nach Regina gesandt. Die St. Mariengemeinde hatte gerade ihren außergewöhnlich wirkungsreichen Pater Suffa O.M.J. verloren, und ein ebenso erfahrener Priester mußte gefunden werden, das Werk des Verstorbenen weiterzuführen.



Das Innere der von Pater Böning O.M.J. in Leipzig, Sask., erbauten Kirche.

Die Wahl fiel auf Pater Böning, der in jenen Tagen noch nicht der St. Marienprovinz der Oblatenpatres angehörte. Seine Ordensoberen schlossen ihn aber sofort unserer Provinz an, und Pater Böning begann im Jahre 1919 als Pfarrer der St. Mariengemeinde und als Oberer des Oblatenhauses in Regina zu wirken.

Bis zum Jahre 1926 hielt er diese

zwei verantwortungsreichen Aemter inne. Wie er in Regina gewirkt, davon weiß heute noch fast jeder in der St. Mariengemeinde zu erzählen. Pater Bönings Tagesarbeit begann im Keller der Kirche — er heizte die Kirche selbst — und endete am Altar und auf der Kanzel. Seine besonderen Lieblinge waren die Kinder. Heute noch wird erzählt von dem „Pater, der immer von Kindern umringt war." Viele dieser damaligen Kinder sind heute erwachsene Leute, die selbst schon Kinder haben. Mit Ehrfurcht und Freude denken sie an den Priester zurück, der gut zu ihnen war, als sie klein gewesen.

Von Regina ging Pater Böning O.M.J. nach Holdfast, Sask., wo er bis 1931 verblieb. Im Jahre 1931 übernahm er dann die Pfarrei zu Leipzig, Sask. Nach zweijähriger Tätigkeit in Leipzig kam ein großes Unglück über seine Gemeinde: Die Kirche von Leipzig brannte nieder. Es geschah das gerade während der Depressionsjahre. Die Hoffnung, bald ein neues Gotteshaus zu haben, war, menschlich gesprochen, sehr klein.

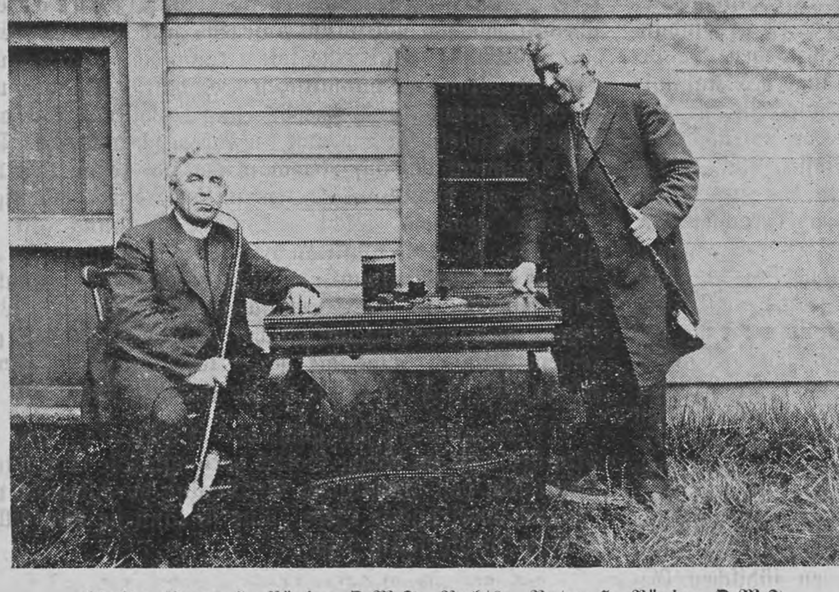
Die Leipziger Leute kannten ihren Priester aber noch nicht ganz. Pater Böning war Schwierigkeiten und Sorgen gewöhnt. Sein schneeweißes Haupt war noch lange kein Zeichen geistigen Alters, und in seinen Händen fühlt er bis heute noch Kraft.

Gleich nach dem Unglück machte Pater Böning seine Pläne für eine neue Kirche, und dann ging er ans Werk. Er arbeitete gemeinsam mit seinen Leuten mit Schaufel und Maurerkelle — bis im Jahre 1941, im Jahre seines goldenen Ordensjubiläums — ein neues Gotteshaus in Leipzig stand, schuldenfrei gebaut und eines der schönsten Gotteshäuser in der Prärie.

Diese neue Kirche in Leipzig ist wohl die Krone aller Arbeit, die der hochw. Jubilant in seinem langen Priesterleben geleistet. Nun wird er in ihr sein goldenes Priesterjubiläum begehen.

Aus ganzem Herzen gratulieren wir dem hochw. Pater Böning O.M.J. zu seinem goldenen Priestertage. Ehrfürchtig schauen wir alle, wir Priester und das Volk, zu ihm auf und danken ihm für alles, was er im Weinberge des Herrn zum Lobe Gottes, zur Verbreitung der heiligen Lehre Christi und zum Heil der Seelen getan. Lang und schwer war sein Priesterweg, der ihn durch ein halbes Jahrhundert geführt. Pater Böning selbst will nichts von diesen Schwierigkeiten hören. Er meint, er habe ganz gewöhnlich gelebt und gearbeitet, wie jeder andere es tut, es sei auch nichts Außergewöhnliches, daß er heute noch, in seinem hohen Alter, so arbeite, wie junge Priester arbeiten. Diese unermüdliche geistige und physische Energie des Jubilanten müssen wir bewundern. Möge der Herr sie ihm und uns noch recht lange erhalten.

Alle, die wir am Jubelfeste des hochw. Pater Bönings teilnehmen werden, versprechen ihm hiermit unsere Gebete. Unseres Dankes und unserer Mitfreude an seinem Feste ist er gewiß. Wir wünschen aus ganzem Herzen, daß er uns mit seinem ewig freundlichen Lächeln noch recht lange das Vorbild des opfernden Priesterlebens bleibe, das er uns immer gewesen ist.



Links: Pater H. Böning O.M.J. Rechts: Pater H. Böning O.M.J. Dieses Bild wurde von Pater Böning selbst aufgenommen. Wie er es gemacht hat, ist sein Geheimnis. Wir geben hier dieses Doppelbild unseres Jubilanten, weil Pater Böning O.M.J. uns so wichtig und so lieb ist, daß wir ihn zweifach bringen müssen.

—Von allen Industrien verbraucht die Filmindustrie das meiste Silber, jährlich etwa zweitausend Zentner für Filme.

—Nach einer amtlichen Statistik leben auf der Erde ungefähr 97,940,000 Deutsche.

—Das Schneehuhn wechselt dreimal im Jahre die Farbe seines Federkleides. Es wird braun im Frühling, grau im Hochsommer und weiß im Winter.

—Kaiserin Katharina I. von Rußland beherrschte die deutsche, polnische und schwedische Sprache, konnte aber weder lesen noch schreiben.

—Brieftauben finden ihren Schlag bis auf tausend Kilometer Entfernung.

—In Deutschland werden durch Brände jährlich ungefähr 100,000 Wohnungen vernichtet.

—Kriegshunde verwendeten schon die Gallier und Kelten im Kampf gegen die römischen Legionen. Die Hunde fielen die Pferde an und brachten so Verwirrung in die feindliche Reiterei.

Das Reich Gottes in seiner Uebernatuerlichkeit

P. Jos. Schneider O.M.J.

Uebernatürlich nennen wir dasjenige, was unsre Menschennatur in ihrer Fassungskraft und in ihrem Können übersteigt. Dieser Begriffserklärung unterliegt die ganze christliche Religion unter all ihren Gesichtspunkten.

Uebernatürlich ist Christi Religion in ihrem Werden, Dasein und Bestand. Denn sie ist das Reich Gottes vom Himmel her. Ihr Stifter verschmähte bei ihrer Gründung alle menschlichen Mittel und Berechnungen. Wenn irgend ein Erdgeborener an die Aufrichtung einer weltumfassenden Gemeinschaft denkt, sucht er Verbindungen nach oben. Er braucht, um sich durchzusetzen, die Bekanntschaft von Vertretern der Regierung, des Kapitals und der Wissenschaft. Er muß Eindruck machen, um seine Pläne zu verwirklichen. Darum schaut er sich nach einflußreichen Helfern und Gesinnungsgenossen um. — Bei Jesus Christus finden wir von alle dem das direkte Gegenteil. Was die Welt Großes hatte, das verachtete Er; was sie Mächtiges hatte, dessen spottete Er. Was Seine Person anging, so machte Er nie Hallo um sich her. Umgab sich nie mit einem Nimbus. Besuchte nie die Schule, studierte keine fremden Sprachen. War nicht bedacht auf mächtige Freundschaften oder Verbindungen. Lebte in äußerster Stille, verbrachte fast 30 Jahre als Holzarbeiter in einem verachteten Städtchen Galiläas. In der kurzen Spanne Seines öffentlichen Wirkens gab Er sich am liebsten ab mit einfachen, unstudierten Leuten. Die Armen und Sünder waren Seine besten Freunde. Er beteiligte sich nie an der Politik. Geld hatte Er nicht und wünschte sich keines. Bemühte sich nie um Unterstützung der römischen Besatzungsbehörden noch der hohen jüdischen Gesellschaftskreise. Den Wüstling Herodes brandmarkte Er als einen „Fuchs" und die Pharisäer als Heuchler, Schlangenbrut und übertünchte Gräber. Er suchte keinen Anschluß an Gelehrtenschulen. Schrieb nichts von Seiner Lehre nieder. Diktierte niemals eine Zeile. Holte sich als Bannerträger Seiner Ideale Fischer vom Galiläischen Meer. Fesselte sie nicht an sich durch irdische Gunsterweise. Stellte ihnen nur Leiden und Drangsale in Aussicht. Kaum drei Jahre verwandte Er auf Gründung Seines Reiches, trat dann ab von der Bühne dieser Welt mit dem Schein des völligen Versagens: starb den Tod durch Hinrichtung zwischen zwei schmutzigen Verbrechern. Und doch hat Er die Welt erobert. Und Sein Name lebt unsterblich in ungezählten Herzen. Und trotz aller scheinbaren Hindernisse zum Erfolg hat Er das Geschick der leidenden Menschheit entschieden zum Besseren gewandt. Hat menschliches Denken und Schaffen und Streben mehr beeinflußt als alle Heerführer und Gelehrten und Staatsmänner zusammen. Wahrhaft überirdisch und übermenschlich steht Er da in Seiner Person und Seinem Werk.

Wahrhaft übernatürlich ist auch Seine Lehre; der Glaube, den Er verkündet, die Sittlichkeit, die Er predigt. Und weil sie übernatürlich sind, können sie auch nicht der bloßen Vernunftforschung und Vernunftauslegung unterworfen sein. Es muß in Verwaltung und Erklärung der einzelnen Wahrheiten eine Behörde entscheiden, die sich göttlichen Ansehens und göttlicher Einsetzung erfreut. Nur eine solche kann den richtigen und einzigen Sinn der himmlischen Botschaft bestimmen und sie vor Zersetzung und Verwässerung bewahren. Das aber findet sich allein im Lehramt der katholischen Kirche. Dieses Argument hat auf Newman, der sich genau vor 100 Jahren zur wahren Kirche zurückfand, einen mächtigen Eindruck gemacht. Nicht persönliche Meinung gilt bei uns, wie bei den Anglikanern. Dort sagt man: „Der Bischof von York glaubt an ein Fegfeuer" oder „Canterbury hält fest an der Gemeinschaft der Heiligen." Wir sagen: was der einzelne Bischof annimmt, ist von gar keinem Belang. Was die ganze lehrende oder hörende Kirche hält, das allein ist die göttliche Wahrheit.

Uebernatürlich ist auch die Gutheit, die die Mitgliedschaft im Reiche Gottes verlangt. Sie muß durchtränkt sein von himmlischer Gnade und durchleuchtet von selbstlos-überirdischer Liebe. Nur so kann sie dem Allerhöchsten wohlgefällig sein.

Ich bin als Priester schon ans Sterbelager junger Menschen gerufen worden. Sie waren durch schwere Schuld ihrer Eltern in kirchenfremder Atmosphäre aufgewachsen. So waren sie gerade nur getauft; von Teilnahme am sakramentalen Leben keine Spur. In jedem Fall aber beeilten sich gerade jene Eltern mir in aufdringlicher Weise klar zu machen, wie unschuldig und gut und beispielhaft ihr sterbender Sohn gelebt hätte; besser als alle jene, die häufig zu den Sakramenten gingen. Wie blind doch solche Väter und Mütter sind!

Wissen sie nichts vom Sturm und Drang der Flegeljahre? Sehen sie nicht, wie wild die jungen Männer sind zwischen 15 und 25 Jahren? Sie stehen im April des Lebens, und der sollte so ganz ohne Erschütterungen und schwere Fehler verlaufen? Und erst vom höheren gottgegebenen Standpunkt wissen sie nicht, daß rein erdhafte Tugend nicht bestehen kann vor Gott? Was man

heute preist als „Humanität", ist ein bloßes Heidenideal. Es bleibt hinter den Forderungen der Bergpredigt unendlich weit zurück. Es verliert sich allzu leicht im Kinderhaß und verirrt sich in Hundefriedhöfen und Katzentestamenten. Es zählt einfach nicht vor Gott. Solche Eltern sagen: ihr Junge ist sanft und freundlich? Das ist aber im Durchschnitt jedes Pony und auch jedes Schaf. Sie sagen: ihr Mädchen ist zart und lustig? So ist fast jede Katze und jeder Hund. Sollte Gott von uns nur natürliche Güte erwarten, wie sie bei jedem gutmütigen Tiere sich findet? O nein. Er verlangt Gott- und Christusähnlichkeit in unserm Betragen. „Lernet von mir... Seid vollkommen, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist."

Wahrhaft übermenschlich und überirdisch ist endlich das Endschicksal der Glieder des Gottesreiches. So stellt der ewige Gott es selber hin. „Kein Auge hat's gesehn, kein Ohr gehört..." Es geht über jede menschliche Vorstellung hinaus. Deshalb hat auch der Heiland nicht viel davon erzählt. Er hat sich darauf beschränkt, die Tatsache des ewigen Lebens und der ewigen Freuden festzustellen. „Freuet euch und frohlocket, euer Lohn wird groß sein im Himmel." Von dem Wie unseres Daseins da droben hat Er fast nichts gesagt. Er wußte, wir würden es doch nicht verstehen. Was aber vom Himmel gilt, das gilt auch von dessen Verlust durch die ewige Strafe. Im Evangelium suchen wir vergebens nach phantastischen Ausmalereien der Schrecken der Hölle. In kurzen, nüchternen Worten hat der Herr ihre Tatsache und ihre Furchtbarkeit über jeden Zweifel erhoben. „Sie werden an die Himmelstür pochen und flehen „Herr, laß uns ein." Er aber wird ihnen antworten: „Ich kenne euch nicht, ihr Missetäter."

So stehen wir wie gebannt vor der überirdischen Erhabenheit unsrer Religion in ihrer Gesamtheit wie in all ihren Teilen. Unerfindbar und unerdenkbar sind Leben und Charakter dessen, der sie gegründet hat. Genau so sind Seine Lehre und Sein Werk. Beide faßt die Schrift zusammen als das „mysterium Dei", das Liebesgeheimnis Gottes von Anbeginn, von dem die Propheten in glühenden Farben geschrieben, und das in unsern Tagen verwirklicht worden ist. Deshalb gilt davon, was Gamaliel den feindseligen Gliedern des Hohenrates entgegen hielt:

„Ist's Gottes Werk, so wird's bestehn;
ist's Menschen Werk, wird's untergehn."

Wir wissen, es ist Gottes Werk und hegen nicht den geringsten Zweifel über seine Dauer.

Ruf der Zeit

Die Kirche, dieses glorreiche Erbe unseres Heilandes Jesus Christus, das Er mit Seinem Blute erworben hat, ward in unseren Tagen von grausamer Verwüstung heimgesucht.

Die geliebte Braut des eingeborenen Gottessohnes trauert in Schrecken über den schmählichen Abfall ihrer Kinder. Abtrünnige Christen, die Wohltaten Gottes ganz vergessend, haben durch ihre Frevel die göttliche Gerechtigkeit erzürnt. Und wüßten wir nicht, daß das heilige Glaubensvermächtnis bis zum Ende der Zeiten unversehrt erhalten bleibt, so vermöchten wir kaum noch Spuren der immer mehr schwindenden Religion zu entdecken. Die Bosheit und Verderbtheit der Christen unserer Zeit hat es dahin gebracht, daß die Lage des größten Teiles derselben schlimmer genannt werden kann als der Zustand der Heidenwelt, bevor das Kreuz die Götzen zerbrach.

In dieser so traurigen Bedrängnis ruft die Kirche ihre Diener zu Hilfe, die sie für die Sache ihres himmlischen Bräutigams geworben hat, damit sie alles einsetzen, um durch Wort und Beispiel den Glauben wieder zu erwecken, der im Herzen des größten Teiles ihrer Kinder eingeschläfert ist. Es ist dringend geboten, so viele irrende Seelen zum Schafstalle zurückzuführen, die entarteten Christen über Christus zu belehren, sie der Gewalt Satans zu entreißen und auf den schmalen Weg zu geleiten, der zum Leben führt. Alles muß gewagt werden, um das Reich Christi auszubreiten, das Reich des Teufels zu zerstören, der mannigfaltigen Bosheit des Lasters zu steuern, damit die Tugend wieder zu Ehren gelange und geübt werde, christliches Denken und christliche Frömmigkeit den Christen eingeflößt und diese endlich zur Heiligkeit emporgeführt werden.

Aus der heiligen Ordensregel der Oblaten.

Die Bibel in Blindenschrift

Die „Catholic Truth Society" hat eine größere Summe für die Uebertragung der Evangelien des hl. Matthäus, des hl. Markus und des hl. Lukas in die Blindenschrift zur Verfügung gestellt. Die Arbeit wird vom nationalen Blindeninstitut durchgeführt.

Unser Tag

Am Morgen wird fromm gebetet —
da wir dem Schlafe entwacht;
die Wangen vom Traume gerötet
nach einer geruhsamen Nacht!

Am Tag' wird drauflos gesündigt —,
geheuchelt und auch gelogen;
manch' Gotteswort wird verkündigt -
Welt — und uns selber betrogen!

Am Abend wird alles vergessen,
was wir den Tag lang getan —;
und morgen — da wird vermessen —
das Nämliche wieder getan! —

Emil Georg Spitzer.

Des Hollers-Donats letzter Tag

Von Sophie Freiin v. Künsberg.

Mattes Morgenzwielicht zog durch den Winterwald und drang durch die kleinen Fenster der Winterstuben, in der fünf Holzknechte bei ihrem Frühimbiß saßen und dem fetten Schmarren wakker zusprachen. Der älteste der kräftigen Arbeiter, der die Hausvaterrolle in der kleinen Winterherberge übernommen hatte, warf ein großes Buchenscheit in den offenen Herd, der mitten in dem niederen Raum stand und seine Wärme nach allen Seiten ausstrahlte.

„Nur noch gut einheizen, bevor wir 'naus müssen!" sagte er. „Es ist heute ein kalter Tag, da ist es gut, wenn man ein bißl Wärme mit 'naus nimmt."

„Ja, einheizen kann er, der Benkelvater," lacht der Trainersepp. „Kocht ja der Weihbrunn bald im Krügerl bei der Tür.

„Wenn der nicht so ein frommes Mannsbild wär', tät ihn der Gangerl am liebsten gleich holen, denn wenn der da drunten einschüren hilft, friert keine arme Seel mehr."

Die anderen Holzknechte lachten: „Nein, den läßt der Gangerl einmal sauber stehen, denn wenn er den mit sich 'nunter packen tät, der tät ihm ja die ganze Höll' bekehren!"

„Alles, was recht ist!" warf jetzt ein junger, kräftiger Arbeiter, der Hollerdonat, ein, „aber wie's der Benkelvater noch in seinem Alter treibt, das geht zu weit. Der sollt' doch über das Zeugs 'naus sein! Was hat das für einen Sinn, wenn er sich immer ein bißl mit Wasser anspritzt, bevor er an die Arbeit 'nausgeht. Ich trink lieber einen tüchtigen Schluck Schnaps. Der hält mich dann besser warm in der Hundekälten. Ich versteh' überhaupt nicht, für was wir das G'raffel immer herin hängen lassen. Wir sind doch alle erwachsene, vernünftige Menschen. Da braucht's keinen solchen Larifari mehr!"

„Es wird wohl ein jeder von uns sein Weihbrunnkrügl zu Haus in der Stuben hängen haben. Dazu ist keiner zu alt," bemerkte der Benkelvater.

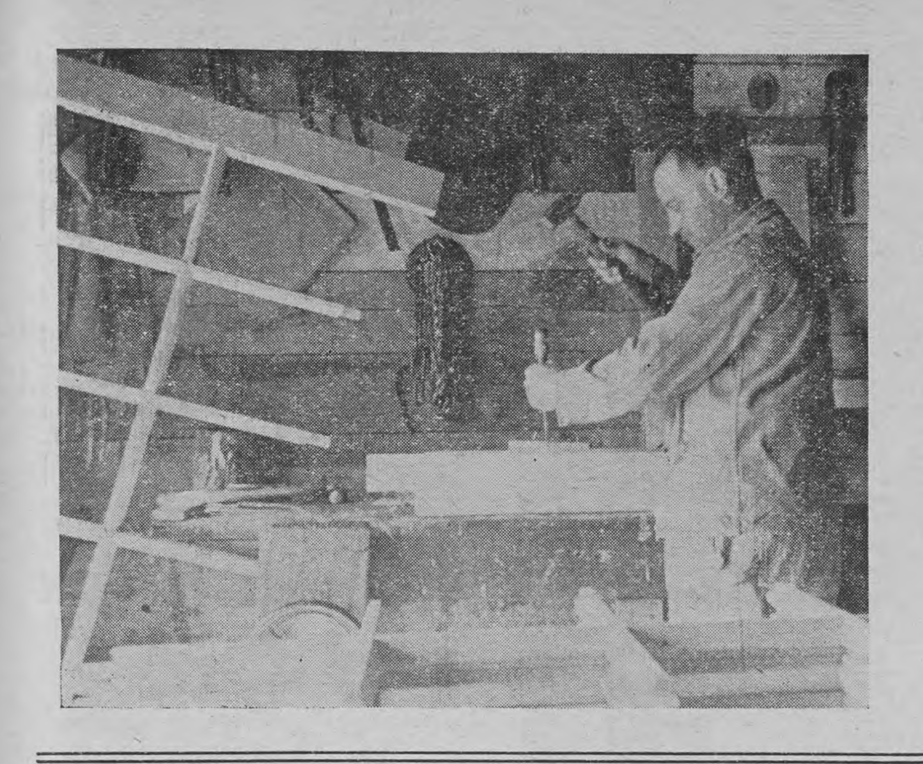
„Bei mir gibt's nichts von solchem Zeug in der ganzen Wohnung," sagte der Hollerdonat verächtlich. „Meine Frau hätt' am Anfang auch so etwas einführen wollen und hat zur Tür und neben 's Bett auch so eine Spielerei hing'hängt. Da bin ich aber anders wild geworden und hab' ihr das ganze G'raffel auf den Misthaufen 'naus geworfen. Da hat's hing'hört. Wenn eins Weihwasser nehmen will, so kann's ja in die Kirch' gehen. Da steht ein ganzer Kübel voll dort. Meine Lies hat mir dann auch nix solch's mehr ang'fangt. Die kennt sich schon aus bei mir. Und das sag' ich euch gleich, wenn bei mir 's End' einmal hergeht, kein Tröpfel Weihwasser braucht mir einer zu geben, das hat einmal gar keinen Wert. Wenn ich drüben bin, brauch ich nix mehr von herüben. Ich will von all dem ganzen Zeug nix wissen. Ich find' mich selbm zurecht. Ich brauch' kein' Pfarrer und keine lange Sterblehr'. Ich find' schon mein Weg allein."

„Bei dem Weg möcht' ich nit mittun," bemerkte der Trainersepp. „Ich mein', wenn du so fortmachst, marschierst du gradweg in die Höll' 'nunter. Und so eine Ewigkeit da drunten sitzen! Du, mein Liaber, da verganget dir dein Humor und du tätst sauber wünschen, daß du deine Sach' revierig in Ordnung gebracht hätt'st, bevor du 'nüber bist. Da wär' dir ein geistlicher Herr ganz recht, wenn er noch was bei dir tun könnt'."

„A was, Höll', a was, Ewigkeit! Halten's andere aus, wird's für mich auch noch zum dermachen sein. Und mei Liesl weiß, wie sie's einmal zu



Sommer am west-canadischen See.



Schenke Gott Dein Leben

Canada und Amerika, Europa und Asien, Afrika und Australien brauchen Christi Licht und Christi Liebe. Wer wird Licht und Liebe hinaustragen in alle Welt? Wir brauchen Missionspriester und wir brauchen genau so notwendig Missionsbrüder. Wer möchte Missionsbruder werden wollen? Wer möchte den Missionspriestern im Kleide des Ordensbruders helfen wollen, Licht und Liebe in die Welt zu bringen?

Für den Ordensbruderstand ist nichts gefordert als nur Frömmigkeit, Opfergeist, Gesundheit, Arbeitsmut und Liebe zum Opferleben.

Man schreibe und frage um Rat an die folgende Adresse:

Very Rev. Fr. Provincial,
2026 Winnipeg Street,
Regina, Sask.

---

halten hat, die kennt sich schon aus bei mir!"

„Da kennen sich schon noch mehr aus, daß dein arm's Weib keine guten Täg' bei dir hat, und is doch so a brav's Leut'," bemerkte der Trainersepp, indem er seine Lodenjoppe anzog. Auch die anderen Holzknechte machten sich wegbereit und verließen die Winterstube.

Der Tag war hell und nicht kalt. Nur gegen Abend setzte ein Schneegestöber ein und die Holzarbeiter waren froh, wieder in den schützenden Unterstand zu kommen. Dort war der Benkelvater gleich wieder mit dem Herdfeuer und der Bereitung des Abendschmarrns beschäftigt. Ein Pfund Butter verschwand in der mächtigen Pfanne und umfing den Teig, der aus Mehl, Wasser und Eiern zusammengerührt war. Die Männer hingen ihre Joppen auf die Trockenstange, zogen die nassen Stiefel aus und warme Strohschuhe an und machten es sich auf der breiten Bank, die den Wänden entlang lief, bequem.

Da sah der Benkelvater von seiner Pfanne auf, in der er sorgsam den werdenden Schmarrn bearbeitet hatte, und fragte:

„Wo is denn der Hollerdonat 'blieben? Ich hab' gedacht, er hätt' mir dir zusamm' gearbeitet, Sepp?"

„Das hat er auch, aber wie ich heim bin, is er noch a bißl seine eig'nen Wege gegangen. Der wird schon g'wußt haben warum." Und der Trainersepp lachte.

Der Benkelvater horchte auf.

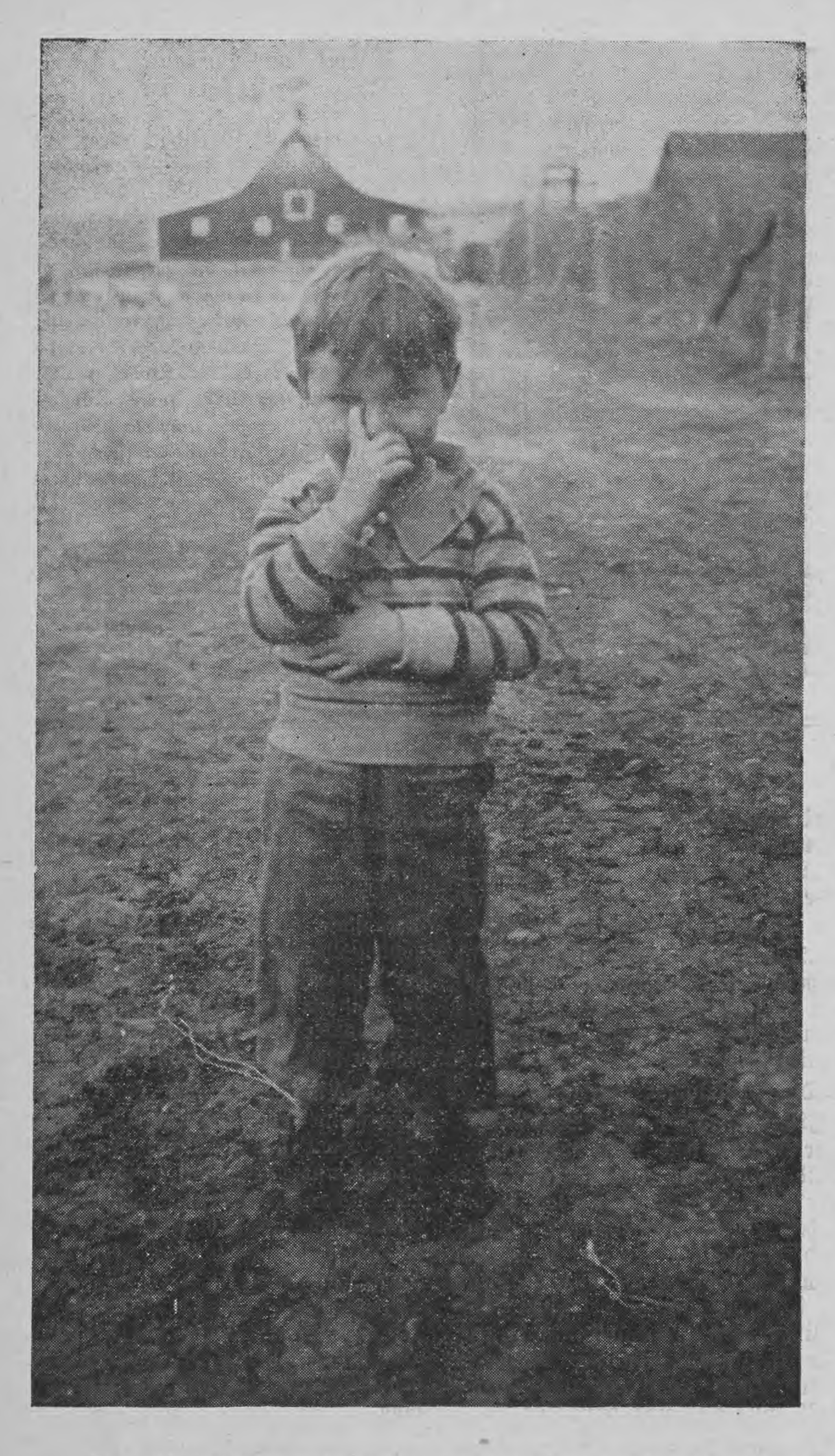
„Was meinst damit, Sepp? Der Bursch wird doch nicht wieder dem Wild nachgehen wie früher. Das wär' eine Gemeinheit, wo wir in der Arbeit beim Revierförster stehen. Und wie hab' ich ihn das letzte Mal verwarnt, daß ich ihn anzeig', wenn ich ihn noch einmal bei einer Rehschlinge treff'. Es soll nit heißen: Die Holzknecht' von der Rehleiten stecken ihren Lohn ein und fangen sich's Wild auch noch dazu weg."

Dem alten, ehrlichen Arbeiter war die Stimmung an diesem Abend gründlich verdorben. Sein so sorgfältig zubereiteter Schmarrn schmeckte ihm nicht und die Flasche Bier, die vor ihm stand, war noch nicht entkorkt. Bei jedem leichten Geräusch, das er draußen hörte, horchte er auf, ob nicht der Donat käme. Aber er horchte vergebens.

Die Knechte streckten sich auf die Strohsäcke, die sich auf der etwas erhöhten Liegestätte an der einen Wand der Stuben befanden. Der Hansjörg, der jüngste der Arbeiter, der den Benkelvater noch auslugend beim kleinen Fenster stehen sah, sagte:

„Benkelvater, den derwart'st heut' nicht mehr. Leg' dich nur ruhig aufs Ohr. Heut' hat der leicht ein Stückl g'fangt und das bringt er in Sicherheit, bevor der Förster auf seinem Abendgang am selbigen Platzl vorbeikommt. Er weiß schon, wo er es hinbringen kann." Und der junge Bursch lachte: „Dumm ist er nicht, der Donat. Da hat er dann schnell was beinander und der Beutel wird besser voll als nur mit dem Arbeitslohn."

„Schon recht, aber mit was für einem Geld?" fuhr der Benkelvater auf. „Einen Judaslohn streicht er mit seiner saubern Gaunerei ein! Das ist nix anders, als daß er seine eigene Seel' wegen so einem lumpigen Geld verkauft. Dem Jagdbesitzer



Der kleine Gilbert wohnt in der weiten Prärie, wo der Himmel so blau und die Sonne so hell. Er weiß noch nicht ganz genau, ob er Pater werden soll oder nicht. Bübisch schaut er sich die Marienbotenleser an und denkt sich seinen Teil. Eine Minute nach Aufnahme dieses Bildes war er nicht mehr so still, wie er auf dem Bilde aussieht. Gilbert ist, wie alle Buben, lebhaften Geblütes und sein Mund ist selten still.

's Wild wegfangen, is a grobe Sünd'. Sel is g'wiß. Und wenn er sich gar nie nix sagen laßt, muß man's schließlich doch zur Aneig' bringen. Sonst heißt's schließlich noch, wir sind die Hehler. Ich hab' ihn grad g'nug verwarnt."

„Mir tut nur seine arme Frau leid. Er ist so ein grober Kerl und sie ist so ein brav's Leut!"

„Ja, ein schwar's Hauskreuz hat die schon, aber was kannst machen. Wenn ein's da is, is da," sagte der Trainersepp, drehte sich in seine dicke Wolldecke ein und wandte sich auf die Seite.

Das Licht war gelöscht, die schweren Buchenscheiter glommen noch in der Feuerstätte und die müden Arbeiter lagen bald in gesundem, tiefem Schlaf. Alle, bis auf den Benkelvater. Der schloß kein Auge in dieser Nacht. Der Gedanke, daß einer seiner Holzbuben wirklich auf Jagdfrevel ausging, ließ ihm keine Ruhe. Vor Morgengrauen, als noch keiner seiner Schlafgenossen sich regte, stand er auf, zog seine schweren Schneestiefel und die langen Gamaschen an und verließ die Winterstuben. Der Schnee lag tief, denn es hatte die ganze Nacht in großen, dichten Flocken geschneit. Von dem Fuchspfad, der zur Hütte führte, war nichts mehr zu sehen. Der alte Mann arbeitete sich tapfer durch die Schneemassen weiter in den Wald hinein. Der Hansjörg hatte ihm den Platz, an dem Rehschlingen aufgestellt waren, verraten und den Benkelvater drängte es unwiderstehlich an die bezeichnete Stelle, um sich vom wahren Tatbestand zu überzeugen. Er fand dann auch wirklich die Drahtschlinge an einem Baum befestigt. Sie war wieder bereitgerichtet, doch der Neuschnee hatte jede Spur verdeckt und der entrüstete Holzknecht konnte nicht feststellen, ob am Abend zuvor schon ein Fang gelungen war. Er riß die Falle fort und verließ in erregter Stimmung die Fundstelle. Es war noch sehr früh am Morgen. Der Mond stand hell am Himmel und sandte seine Lichtstrahlen durch das Geäst der alten Buchen über den Schnee. „Ob er beim Rehwechsel tiefer drunten auch noch seine Lumpereien treibt? Zeit ist noch, daß ich nachschau, bevor die andern aufste-

hen. Aber nacher komm' ich ihm. Der kann sich freu'n!" dachte der Alte.

Er wollte den Abstieg über den steilen Hang antreten, da hörte er tiefer unten ein leises Stöhnen. Der alte Mann rief, ob jemand Hilfe benötige. Als Antwort wieder das leise Stöhnen, doch diesmal schmerzlicher, vernehmbarer. Der Benkelvater horchte gespannt, von welcher Richtung es kam; sein noch immer scharfes Auge entdeckte am Fuße des Abhanges etwas Dunkles aus dem Schnee vorschauen. Schnell entschlossen stieg er die steile Anhöhe hinunter. Es war ein gefährliches Unternehmen. Der Wind hatte die Oberfläche der weißen Decke glattgefegt, doch zwischen dem Moosgrund, den sie verbarg, ragten verstreut spitze Felsstücke und waren eine verborgene Gefahr für den Fuß, der den Abstieg wagte. Der alte Holzarbeiter kannte jedes Fleckchen im Umkreis des ganzen Waldbestandes. Er stieg langsam, vorsichtig, mit den Füßen sicheren Grund suchend, abwärts. So bedacht und prüfend, als wäre sein Sinn auf nichts anderes gerichtet als auf den Weg, der vor ihm lag. Und doch stürmte ein schlimmes Ahnen in seiner Brust: „Ob's der Donat ist, der hier verunglückt liegt? — —"

Endlich langte der Benkelvater trotz der Kälte, die durch den Wald zog, in Schweiß gebadet am Fuße des Abhanges an und stand vor der Stelle, an der nur der Kopf und der Arm eines Menschen aus dem Schnee vorschauten. Der alte Mann sah in das schmerzverzerrte Gesicht des Hollerdonat. Der war wohl über den steilen Abhang abgestürzt und mußte die ganze Nacht über regungslos gelegen sein, da der fallende Schnee ihn so schwer eindecken konnte. Der Benkelvater beugte sich in ergriffenem Mitgefühl über ihn und sagte teilnehmend:

„Was ist denn mit dir, Donat? Hast recht Wehdam? Kommst nimmer auf? Ich werd' glei meine Holzbuam holen, dann tragen wir dich 'nauf."

Er erhielt nur immer wieder die stöhnende Antwort:

„Ewigkeit — Ewigkeit — eine ganze — lange Ewigkeit lieg' ich schon da!"

Der alte Mann hielt es für das Geratenste, sofort in die Winterstuben zurückzukehren und Hilfe zu holen. In einer halben Stunde umstanden die vier Holzarbeiter den verunglückten Mann, befreiten seine erstarrten Glieder von der dichten Schneehülle, die auf ihm lag, und trugen ihn, in Decken gewickelt, auf einer schnell zusammengestellten Bahre in die Winterstuben. Der Benkelvater versuchte, ihm etwas warmen Kaffee einflößen, doch der Donat nahm das Gebotene nur tropfenweise und gab wenig Lebenszeichen mehr von sich.

„Er muß sich erst ein bißl auswärmen," bemerkte der Hansjörg. „Laß ihn nur stad liegen, nachher wird's schon wieder."

„Sel geht nit," erwiderte der Benkelvater. „Da muß der Doktor her. 'nunterbringen könnten wir den nie so, wir wissen ja nit, wo und wie weit 's fehlt. Trainersepp, du bist ein flinker Bursch. Lauf nach Thalham zu seiner Frau, die kann nach dem Doktor seh'n und dir ein bißl Sach' für ihren Mann mitgeben. So Weiber wissen schon, was für so einen nötig ist. Sie selbst kann doch nit 'rauf. Wie wollt' das eine Frau bei dem tiefen Schnee schaffen!"

„Zum Pfarrer geh'n wird nit notwendig sein," sagte der Trainersepp, der sich sogleich zu seinem Gang fertig machte. „Der alte Herr kann den Weg 'rauf auch nit machen, das dürft' man ihm nie zumuten. Und 's wär' ja doch umeinsunst, das hast



REX—der Hilfsassistent des Schriftleiters. Geboren im Juni 1944, ist er jetzt so weit mit seiner Erziehung, daß er deutsch und englisch versteht, fleißig des Schriftleiters Post trägt, ihn Tag und Nacht auf seinen Krankenhausgängen begleitet, und allerhand anderes freches Zeug tut.

heut' früh g'hört."

„Da laß seine Frau dafür sorgen, die ist ein brav's, ausdenkts Leut. Die trifft schon 's Rechte."

Stunden vergingen langsam. Die Holzknechte hatten sich an ihren Arbeitsplatz begeben, nur der Benkelvater war bei dem Schwerverletzten geblieben. Nach und nach kam dem Donat das Bewußtsein wieder, wo er war und wie sich das Unglück abgespielt hatte. Aus den wirren Reden, die er beim ersten Erwachen geführt, hatte der Benkelvater den Tatbestand erraten. In der Schlinge, die der Donat gestellt, hatte sich eine schwere Rehgeiß gefangen, die unter dem Messer des Wilddiebes verenden mußte. Er wollte dann seine Beute so schnell wie möglich in Sicherheit bringen, doch beim Niedereilen über den steilen Abhang war sein Fuß an einen der spitzen Felsblöcke gestoßen, der Donat war zu Fall gekommen und über die ganze Höhe niedergestürzt. Ein Fuß und ein Arm waren gebrochen, das Rückgrat war verletzt, auch auf der Brust fühlte er heftige Schmerzen. Der Benkelvater ahnte, daß der Donat nicht mehr lebend aus der Winterstuben gebracht würde.

Dem Schwerverletzten kam wohl ein gleiches Bewußtsein des gefährlichen Zustandes, in dem er sich befand, denn aus allem Jammern klang dann immer wieder das Aufstöhnen: „Ewigkeit, Ewigkeit, was muß erst die Ewigkeit was Furchtbares sein, wenn schon so eine einzige Nacht hat kein End' nehmen wollen! — Nix wie Schmerzen; und die Angst vor'm lebendig ein'deckt werden und kein Mensch da, der dir hilft! O, so eine Ewigkeit! Und 'nüber mußt, ob du's willst oder nit! Ach, so eine Nacht, so eine Nacht! Und so eine Nacht is wie eine Ewigkeit und is doch noch nit die Ewigkeit!" — Umsonst suchte der alte Holzarbeiter den Verletzten zu trösten und zu beruhigen. Ratlos dachte dann der Benkelvater nur immer: „Wenn wir nur den Herrn Pfarrer 'auf oder den Donat 'nunterbringen könnten!"

Endlich hörte er ein Geräusch vor der Türe, sie wurde möglichst leise geöffnet und zu seinem nicht geringen Erstaunen trat Donats Frau ein. Sie streifte ihren Lodenkragen und den Rucksack, den sie trug, ab und kam zum Lager des Verunglückten, in dessen Nähe der alte Holzarbeiter saß. Der Donat winkte der jungen Frau schwach zu.

„Bist doch 'raufkommen? Das ist recht."

„In so einem Fall g'hört' die Frau zum Mann," sagte sie einfach. „Mir hätt's keine Ruh' g'lassen drunten. Hast recht Wehdam, Donat? Ich kunnt' dir auf d'letzt ein bißl helfen."

Der Verletzte jammerte und klagte seine Schmerzen und die junge Frau kühlte ihm mit nassen Umschlägen die gebrochenen Glieder. Sie hatte eine Flasche Wein und kräftige Fleischbrühe aus dem Wirtshaus des Dorfes geholt und mit heraufgenommen. Sie brachte dem Verwundeten ein Glas Wein und wärmte die Suppe. Der Donat fühlte die Wohltat ihrer tätigen, liebevollen Teilnahme. Aber trotz des Bewußtseins, daß er jetzt geborgen und von aller Sorgfalt umgeben und gepflegt war, stand das Grauen und die Todesangst der vergangenen Nacht noch mit entsetzendem Erinnern vor ihm. Eine Ewigkeit muß kommen und sie wird kommen in noch größeren Qualen, in Schrecken und Verlassenheit. O, nur einen Trost, nur eine Hilfe in dieser furchtbaren Gewißheit!

„Meinst, daß ein geistlicher Herr 'raufkommen könnt'?" fragte er seine Frau. „Nein, nein, bei dem Weg und dem vielen Schnee geht keiner 'rauf, und wenn einer käm', was tät er denn bei mir? Wenn er mir auch einen Segen geben tät, der greift doch nimmer an bei mir!"

„Müßtest halt vorher mit deinen Sünden weiter machen, dann könntest du alles wieder haben," sagte das junge Weib.

„Was — beichten meinst? Da spricht mich doch keiner los!" Der Donat zog die Stirne in schwere Falten und atmete mühsam. „Was hab' ich g'schimpft und g'flucht in meinem Leben und unsern Herrgott g'lästert, in keine Kirch' bin ich 'gangen seit vielen Jahren, keine Ostern hab' ich g'halten, nix, nix — g'lacht hab' ich drüber und mein G'spaß drüber g'habt — 's Wild hab' ich z'samm'g'fangen und verkauft, damit ich Geld zum Lustigsein am Sonntag g'habt hab' — und grad g'nug hab' ich da z'samm'bracht — und dann die Räusch'l und was sonst alles noch gewesen ist. Da soll mich dann einer davon losſprechen — das tut mir kein Pfarrer, selbst der Bischof tät's nit. — Nein, da gibt's nix mehr für mich!"

„Schau, Donat, so darfst nit reden," suchte seine Frau zu beschwichtigen. „Da gibt's Menschen, die noch mehr auf ihrem G'wissen haben, und 's wird ihnen vergeben. Denk' an einen Mörder, den s' 'nausführen, der hat vorher auch seine Rechnung mit unsern Herrgott g'macht, hat die



Friedlicher Sonntagnachmittag.

Absolution bekommen und weiß, daß der Himmelvater ihn wieder aufnimmt, wenn er 'nüberkommt. Und das ist doch weit anders g'fehlt als wie bei dir."

Der Verletzte versuchte ein kurzes, bitteres Lachen: „Mörder, Mörder — — so kannst mich auch nennen. Ich hab' auch schon einmal einen 'nüberg'schafft — den Bernbaltl — den Jägerburschen. — Weißt es noch, wie s' den g'funden haben mit der durchschossenen Brust? — Der ist mir schon lang unkommod g'wesen. Und einmal hat er mich bei mei'm G'schäft getroffen und hat Ernst machen wollen — no — da hat r d'ran glauben müssen! — Ich hätt's ja nit tun wollen — aber in der Aufregung — weißt ja, wie's bei mir is. Ich bin halt immer ein jähzorniger Kampl gewesen. — Aber g'scheh'n is g'scheh'n und von so was kommt man nimmer los in alle Ewigkeit nit! — O, die Ewigkeit, die lange, lange Ewigkeit!" stöhnte er wieder.

Die junge Frau, die ihrem Mann soeben einen frischen Umschlag gemacht hatte, war totenblaß geworden. Sie hielt die Hand eines Mörders in der ihren. Ein kalter Schauer durchbebte sie. — Ein Mörder — der ihr angetraute Mann war ein Mörder. Auch den alten Benkelvater hatte ein scharfer Stich ins Herz getroffen. Er kannte ja den Hollerdonat als leicht erregbaren, ungebärdigen Menschen, der stets seine eigenen Wege ging — aber daß er einen Mord auf dem Gewissen hatte — einer seiner Holzbub'n war ein Mörder! Reglos blieb der alte Mann am kleinen Fenster stehen und starrte in den winterlichen Wald hinaus.

Die junge Frau hatte sich wieder gefaßt. Mit aller Willenskraft drängte sie das Entsetzen, das lähmend auf ihr lag, nieder. Das tiefe Mitleid mit dem verstörten, leidenden Mann gewann die Oberhand und sie suchte wieder zu trösten.

„Unser Herrgott ist ja barmherzig. Deswegen hat er ja soviel gelitten, um grad auch die Sünder zu retten. Wenn du alles von deinem Leben aufrichtig bereust, weil er so gut is, dann verzeiht er dir g'wiß wieder. Er will ja, daß wir alle zu ihm 'naufkommen. Da wird er schon auch dich erhören, wenn du recht drum bittest, daß er alles wegwischt, was du g'fehlt hast."

„Heut' früh hat er schon auf mich g'hört und drum glaub' ich wieder an ihn," war Donats mühsame Antwort. „Vorher hab' ich ja nie nix von ihm wissen wollen. Aber wie ich so dag'legen bin, inwendig alles wie Feuer vor lauter Schmerzen und dazu Händ' und Fuß' erstarrt vom Frost und der Schnee hat mich ein'deckt immer mehr und mehr, da is mir anders word'n. Ich hab' denkt — jetzt werd' ich lebendig begraben. Du kannst nit wissen, wie so was is — ich aber weiß es — es is die halbe Höll'. Ich war dem Verzweifeln nahe und hab' mir immer vorg'sagt: „Nur mein Messer 'rausbringen — ich tät's mir ins Herz stoßen — nachher wär's gar. — Aber 's wär' ja nit gar g'wesen, nacher wär' erst die Ewigkeit gekommen — da hab' ich ang'fangen, eine Angst zu kriegen vor der schrecklichen Ewigkeit. Und wie ich mich gar nimmer aus'kennt hab' in meinem Elend, da hab' ich d'ran denkt, daß du immer g'sagt hast: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Früher hab' ich über so was g'lacht. Aber jetzt hab' ich unsern Herrgott um Hilf' ang'rufen soviel schon, nachdem ich viele Jahre lang nicht mehr 'bet' hab'. — Und da is der Benkelvater gekommen und sie hab'n mich 'raufgebracht. Und jetzt glaub' ich wieder an einen Himmelvater."

Der Kopf des Verletzten sank müde zur Seite und der Donat atmete schwer. Seine treue Pflegerin reichte ihm wieder stärkenden Wein. Er nahm einen Schluck. „Schau," sagte sie, „unser Herrgott hilft ganz g'wiß auch weiter. Der Doktor kommt doch vielleicht heut' noch 'rauf; er war schon über Land, wie ich zu ihm bin. Oder vielleicht können wir dich 'nunterbringen und du kannst dann alles recht machen. Ich bin auch im Pfarrhof g'wesen. Der junge Herr is zu seiner Mutter fortg'fahren, die liegt im Sterben. Und der alte Herr Pfarrer hat ja die Gicht, der könnt' nie so weit 'rauf. Der Schnee is tief und 's gibt schreckbar viel G'waden auf'm Weg. Aber 'nunterbringen werden sie dich doch schon können mit einem guten Schlitten."

Sie suchte in ihm eine Hoffnung zu wecken, die sie selbst nicht hatte. Sie ahnte es: Der kommt wohl nicht mehr lebend aus der Winterstub'n. Aber wie muß er jetzt hinübergehen! Ohne Segen der Kirche, ohne Lossprechung des Priesters — und die furchtbare Last auf dem Gewissen! „Mörder — ein Mörder!" schrie es immer in ihr auf. „Mein eigener Mann ein Mörder!"

Die Wände der Winterstub'n wurden ihr zu eng, die rauchige Decke schien sie erdrücken zu wollen. Sie mußte mit ihrer Angst einen Augenblick in die frische Winterluft hinaus. Gab es denn keine Hilfe für die arme Seele des sterbenden Verbrechers? Gar keine Rettung für die lange Ewigkeit? Sie trat vor die Haustür und spähte den verschneiten Weg hinunter. Vielleicht könnte das Unmögliche doch möglich werden und der Herrgott würde einen seiner Diener zu dem reuigen Sünder senden, um ihn in der letzten Stunde für den Himmel zu retten! Unter Angst und Hoffen sah sie immer wieder auf den steilen Weg, der sich zwischen den verschneiten Hochstämmen zur Tiefe zog. Es war ihr, als sagte ihr eine innere Stimme: Es wird noch alles recht werden.

Da erspähten ihre Augen ein rotes Lichtlein, das wie ein wanderndes Pünktchen im Schnee glänzte und langsam näher kam.

„O Gott — wär's möglich?"

Ja, ja, es waren jetzt zwei Gestalten zu erkennen, eine dunkle, die das Lichtlein trug, und eine andere im weißen Chorrock. Sie bringen den Heiland zum sterbenden Mann! Fast wäre die Frau im wehen, überraschten Glück auf die Knie gesunken, um dem gütigen Himmel zu danken, doch die Minuten drängten. Schnell eilte sie in die Winterstub'n zurück, ihrem Mann die ganz unerwartete Botschaft zu bringen und den armseligen Altar mit einfachem Kruzifix und einer Stearinkerze auf einem Blechleuchter für den Empfang des Weltenheilands herzurichten. War das eine Armut! Doch ein Lichtlein brannte in der Winterstub'n für die Ankunft des Heilands: zwei seiner treuen Kinder gingen ihm entgegen und ein reuiges Sünderherz harrte seines Erlösers. Und der Herr Him-

mels und der Erde kam, von seinem getreuen Diener getragen, in den armseligen Raum. Der greise, kränkliche Priester, dem man die völlige Erschöpfung infolge des mühsamen Aufstieges ansah, trat segnend ans Lager des todwunden Mannes.

Der streckte ihm mühsam die Hand entgegen: „Vergelt's Gott tausendmal, Herr Pfarrer! Bei dem Weg hätten S' leicht liegenbleiben können!"

„Donat, wie gern würde ich selbst mein Leben geben, um deine Seele für die Ewigkeit zu retten! Der Heiland hat mir heraufgeholfen, sonst hätt' ich's nimmer erkraftet. Jetzt aber wollen wir alles recht machen, gelt!"

Im Herzen ganz bezwungen durch die Güte seines opferfreudigen Pfarrherrn und überwältigt von dem Gedanken der Gegenwart Gottes, kam es über die Lippen des Schwerverletzten:

„Ja — ich bitt' schön, Herr Pfarrer, ich möcht' beichten."

Der geistliche Herr winkte den dreien, die andächtig am Boden knieten, den Raum zu verlassen, und als sie wieder hereingerufen wurden, lag der kranke Mann mit einem friedlichen und trotz aller Schmerzen fast glücklichen Ausdruck in den bleichen Zügen auf seinem Strohlager. Dann kam der überwältigend große Augenblick, in dem der Himmelskönig in das Herz seines wiedergefundenen Sohnes kam. Der helle Klang des Glöckleins, als der Priester das „Herr, ich bin nicht würdig" sprach, war wie eine Botschaft aus Himmelshöhen, die in die rauhen Wände der Winterstub'n gekommen war.

Und der todwunde Mann! — Still lag er da. In seinem vor kurzem noch so schuldbeladenen und nun erlösten Herzen war ein neues Glück eingezogen, ein Widerschein und Nacherleben des Tages seiner Kinderzeit, wo er zum ersten Male zum heiligen Tische treten durfte. Jetzt war ihm nimmer bange bei dem Gedanken, daß er vielleicht bald vor seinen höchsten Richter hintreten mußte.

Eine Zeitlang verharrte der Donat in stiller Anbetung und Danksagung bei seinem Heiland, dann neigte sich der geistliche Herr wieder über ihn:

An allen Straßen im Land
steht wartend Maria, seit langer Zeit.
Und mancher grüßt Dich, Maria.
Und mancher geht nur vorbei.

Am Wege wartet Maria mit ihrem Kind.
Sie wartet auf die Menschen,
die auf den Wegen sind.

Ob es sonnt oder schneit, sie steht immer bereit
an deinem Weg mit ihrem Herzen.
Siehst du Maria am Wege stehn,
tu nicht nur so vorübergehn.

Else Liedtke.

„Wie ist dir jetzt, Donat! Wie fühlst du dich?"

„O, so leicht, so gut, Hochwürden," antwortete der Kranke, obwohl die heftigsten Schmerzen ihn quälten. „Wie ein neues Leben ist es jetzt. Jetzt leid' ich gern, weil mir unser Herrgott verziehen hat."

„Ja, es kann nicht anders sein. Ein verirrtes Schäflein muß sich sicher und glücklich fühlen, wenn es wieder zum guten Hirten, zu seinem lieben Heiland heimgefunden hat."

„O — mein! Herr Pfarrer," erwiderte mit schwachem Lächeln der Kranke. „Das war kein Schäflein mehr, das ist schon ein arg widerspenstiger Hammel g'wesen — aber heimg'funden hat er doch — weil Sie ihn heimg'holt hab'n, Herr Pfarrer. Das vergelt' Ihnen unser Herrgott in alle Ewigkeit!"

Die Lisi brachte jetzt dem Herrn Pfarrer eine Tasse Kaffee und ein Stück Butterbrot. Doch da zog der Meßner-Pauli zwei schöne Rohrnudeln aus seiner Tasche, fein säuberlich in Papier gewickelt, und sagte: „Die hat meine Frau mir für den Herrn Pfarrer mitgegeben. Heroben gibt's nur hartes, rauhes Roggenbrot und das ist doch nix für seinen kranken Magen."

„Ja, der Pauli und seine Frau, die denken halt immer an ihren Pfarrer," bemerkte der geistliche Herr lächelnd. „Mein braver Pauli ist den ganzen Weg vorausgegangen und hat versucht, mir, so gut es ging, ein Steiglein durch den hohen Schnee zu treten. Besser war der Aufstieg dann doch für mich."

Der Donat aber lag fast regungslos auf seinem Strohsack — nur hie und da kam ein schwerer Atemzug oder ein leises Stöhnen. Seine Frau kniete neben der Liegestatt und bemühte sich leise, ihm Erleichterungen zu bringen.

Plötzlich winkte sie dem Herrn Pfarrer. „Mein Gott, er verfärbt sich! Ich fürchte, es geht zu End'."

Sie hatte sich nicht getäuscht. Man hörte nur mehr die ersterbenden, unregelmäßigen Atemzüge. Tiefergriffen knieten die Anwesenden um das Lager, der greise Priester sprach die so schönen tröstenden Sterbegebete und das Leben des todwunden Mannes löschte allmählich aus. Mit dem Segen der Kirche ging der Donat in die Ewigkeit hinüber. Helle Sonnenstrahlen drangen durch das kleine Fenster und umspielten das Sterbelager wie ein Gruß vom Himmel.

Als bald hernach die Holzknechte zur Mittagsrast aus dem Schlag in die Winterstuben kamen, fanden sie einen Toten. Still und betroffen standen sie um ihren Kameraden, der so schnell ausgelitten hatte.

„Ihr dürft ihm schon einen Weihbrunn geben," bemerkte der Benkelvater. „Jetzt nimmt er ihn g'wiß gern an. Er hat all's g'habt und is recht christlich 'nübergegangen." Der alte Mann holte das Krüglein, das neben der Türe hing, und alle Holzknechte segneten den Hollerdonat mit dem geweihten Wasser.

Der Trainersepp sah ergriffen auf seinen toten Mitarbeiter.

„Sell is g'wiß," sagte er. „Wenn einer einmal fühlt, daß er so nahe

Brot!

Folgende Gaben liefen im Laufe des vergangenen Monats für die Deutschlandshilfe ein:

Spender	Betrag
Juli Marienbote	$ 861.22
Mrs. J. Hermann, Sr., Regina, Sask.	5.00
Mr. Dupmeister, Regina	2.00
Ein Freund, Southey, Sask.	2.00
J. F. Thuermeier, Markinch, Sask.	2.00
John T. Zurowski, Southey, Sask.	1.00
Hermann Zurowski, Southey, Sask.	10.00
Ein Freund, Macklin, Sask.	25.00
Georg Kloster, Compeer, Alta.	10.00
Parish of Primate	30.00
Mrs. John Bittner, Dilke, Sask.	5.00
Mrs. J. Rehm, Regina, Sask.	10.00
Mr. P. Deis, Regina, Sask.	20.00
Joe Heck, Regina, Sask.	5.00
Ein Freund, Tramping Lake, Sask.	5.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	5.00
P. Sitzenberger, Rosevaer	5.00
Frank Roesel, Handel, Sask.	30.00
Ein Freund, Raymore, Sask.	2.00
Mr. Pflanzner, Regina, Sask.	5.00
Mrs. Astalosch, Regina, Sask.	5.00
Mrs. Anna Baier, Winnipeg, Man.	5.00
John Rink, Regina, Sask.	10.00
John Gieselman, Young, Sask.	10.00
John Weis, Kilronan, Sask.	10.00
Clemens Folk, Regina, Sask.	14.79
Franz Bitz, Holdfast, Sask.	2.00
Ein Freund, Goodsoil, Sask.	15.00
	$1,112.01

Alle Gelder, die vom Marienboten gesammelt werden und die das „Canadian European and German Relief Fund" (F. Kratzer, Regina) einnimmt, werden vom Herrn Erzbischof Monahan, Regina, vom Marienboten und vom „Canadian European and German Relief Fund" gemeinsam dem katholischen Karitasverband in Deutschland zugeschickt.

Hilf den Hungernden. Gib von deinem Ueberfluß. Die Brocken, die von unseren Tischen fallen, würden heute so manchen Vater und so manche Mutter, deren Kinder hungern, glücklich machen.

---

an der Ewigkeit steht, nachher schaut er die Sach' schon ganz anders an und da vergeht ihm die Luft, seine eig'nen Sprüch' zu machen. Aber eine ganz besondere Gnad' hat der Donat g'habt, bevor er 'nüber hat müssen."

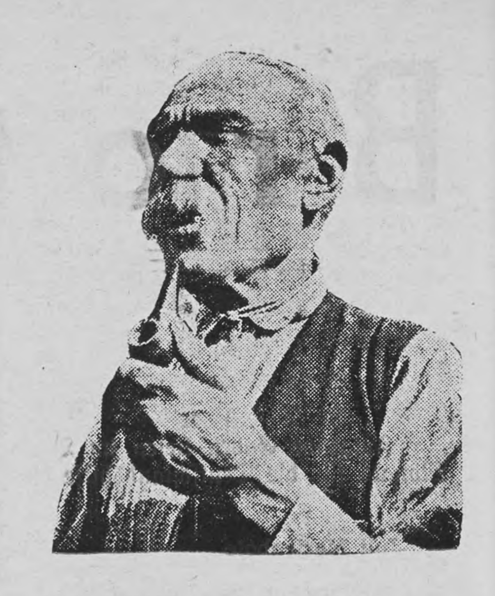
„Ja, es war eine ganz besondere Gnade Gottes," bemerkte der Herr Pfarrer. „Und ich denk', wir brauchen nicht lange zu fragen, wer ihm diese große Gnad' erbeten hat. Sicherlich seine brave Lisi. Was hat diese gute Seele immer für den Donat gebetet und geopfert, damit er den Weg zu seinem Gott wieder zurückfinden möge und nicht für immer verlorengehe. Der Vater im Himmel hat ihre Bitten erhört und ihre Sorge belohnt. Das ist ja auch die wahre Treue der Frau, wenn sie nicht nur für das leibliche Wohl ihres Mannes sich bemüht, sondern auch für seine Seele nach Kräften sorgt."

Ihm stimmte lebhaft der Benkelvater bei: „Ja, das ist einmal g'wiß, es gibt nix Besseres, als wenn eine Frau nit bloß denkt, daß sie ihrem Mann auf der Welt sein Zuhaus schön macht und ihm drin nix abgeht, sondern daß sie sich drum sorgt, daß er auch ein gutes Platzl in der Ewigkeit kriegt. Nix Schön'res kann's nit geb'n als eine solche Frau. Der Donat aber wird drüben wohl noch vieles zu büßen haben, drum, Buam, beten wir jetzt ein andächtiges Vaterunser für seine Seelenruh'!"

Und Pfarrer und Holzknecht beteten nun mitsammen am Totenbette das Gebet des Herrn für den heimgegangenen Hollerdonat.

vom

Schusterseppel



Liebe Leit und katholisches Volk.

Die Pauline, was mein getreies Weib is, hot mir den Ufftrag geben, unser Haus zu painte. „Seppel," hot sie ieber mich g'sogt, „desch werd jetz ein End nähme. Sell paßt sich net, daß mir in so ein Haus hucke, was kein paint net mehr hot. Desch lookt net gut. Geh' h'nieber in den store und kauf paint, und nochher kannst gleich mit das painten starten."

Ich muß frank sein, liebe Leser und Leserinnen, und muß bekennen, wie daß ich gornet fier uf das painten gefiehlt hob. Das Wetter is so arg heiß, und die Sonne tut dem Menschen uf den Puckel brennen, wenn man uf dem Dach huckt und painted. Aus soller Ursach hob ich versucht und geprobiert, die Pauline zu ieberrede und zu ieberzeuge, wie daß unser Haus noch keine paint net breicht. Ober desch hot nix net genutzt. Wenn mein Weib eimol orders gibt, dann sein es orders, und kein Mensch net kann das changen.

So bin ich denn in den store gange und hob den storekeeper freindlich angefrogt, ob er mir weiße paint fier uf das Haus, und schwarze paint fier uf das Dach gebe kann.

Wie ich solles mit dem storekeeper gesproche hob und auch ieber den Preis diskutiert hob, was heitzutog immer ärger werd, is der Grandiner George h'neinkomme und hot zug'hert, was ich mit dem storekeeper g'sproche hob.

„Was wollt's ihr, eier Haus weiß painte und das Dach schwarz?" hot er da uf eimol ieber mich gesproche. Und dann hot er g'sogt:

„Wenn's ihr mein advice hen wollt, dann nehmt's pink fier das Haus, und rote Farbe fier das Dach. Desch tut gut looke und das lumber preserven."

Ich hob mir gedenkt, wie das kein schlechter advice net is. Pink und Rot, desch werd eine gude combination gebe und eine Freid fier das Aug, druf zu schaun.

So hob ich mir gedenkt und hob dem storekeeper den Uffrog gebe, Pink und Rot an mich zu verkaufen.

Alle gallons mit Farb, was ich gekaupft hob, hot der storekeeper mit seine Buben in mein Haus geschofft, und ich hob mich dran gemocht, sie zu sorten.

Wie ich am sorten wor, da sein zwei von meine Freind von der Farm komme, fier um meinem Weib Gartenstoff zu gebe. Sie sein bei mir stehn bliebe und hen g'sogt:

„Desch Haus wollt's ihr painte? Was hen ihr denn fier eine Farbe gepickt?"

„Pink und rot," hen ich zuriedgebe.

„Pink?" hen sie g'sogt, „pink? Wer tut denn sein Haus pink streiche? Desch hob ich noch gornet g'sehe. Warum tut's ihr denn net cream nehme? Und Grün fier uf das Dach? Ein pinkes Haus mit ein rodes Dach, desch geht doch net zusammen und keiner von die Leit werd das gleiche."

So hen sie ieber mich fier eine halbe Stund gesproche, und ich hob mir wieder gedenkt: „Ein guder Rat tut jeder Mann breichen. Cream is doch besser als pink."

Und wie ich desch gedacht hob und fertig wor mit mein Denken, hob ich meine zwei Freind gebete und hob g'sogt:

„Ich denk, ihr tut's recht hobe mit dem cream und grien. Jetzen seids so gut und tut's mir helfen, selle Farb zum store zu schoffe und zu exchangen."

Meine Freind, was gude Leit sein, hen mir auch geholfe, alle gallons h'nieber zu schoffe, in den store. Der storekeeper is auch freindlich gewest und hot mir gebe, was ich gewienscht hob.

Mit diese neie Farben bin ich dann wieder heim. „Jetzen muß ich mich ober an das Mixen mochen," hob ich bei mir gedenkt, und bin h'nein ins Haus, um meine Pauline zu soge, was welle Farb ich gepickt hob.

Die Pauline is ober net daham gewest, und so konnt ich ihr nix net von die Farben verzähle. Aus soller Ursach hen ich meine overalls iebergezoge und bin an die Orbeit.

Ich hob die overalls noch net angezoge g'hat, da is mein Schwager komme, was der Pauline ihr Bruder is. Mit ihm is auch sein Weib gewest.

„Desch is ober eimol Zeit, daß ihr das Haus painte tut," hen sie ieber mich gesproche. „Desch hot ja gornet

mehr christlich ausgeschaut, wie ihr da hier g'huckt hobt," hen sie mich angeredt.

„Wie werd's ihr denn das Haus painte?", hot die Regina mich g'frogt, was mein Schwoger sein Weib is. Wie sie mich solles g'frogt hot, da hen ich gleich nix Gudes net geahnt, vonwege weil mein Schwoger sein Weib niemols net mit mir agreet.

„Cream werden mir das Haus painten, und das Dach grien," hob ich ober doch freindlich zurieckgebe.

„Cream?", hot die Regina g'rufe, „cream? Alle Heiser do hier herum sein cream. Wo hen denn die Leit ihre Erfohrung? Cream tut das Holz spoilen, und die Farb werd net lang holte. Ich muß wiesse, was ich sog, vonwege weil ich schon viel cream gejuft hob. Und ich tu eich soge: Solang ich in eire Familie zugehere tu, werd ich net erlaube, desch ihr das Haus cream painten tut. Wo is die Pauline, ich werd's gleich mit ihr spreche. Und ein grienes Dach? Desch paßt sich net fier Leit, was uf Religion was holte tun. Desch is gut fier die Stadtleit, ober net fier das einfache katholische Volk, wie mir sein."

Wie die Regina so zu mir geredt hot, is mein Schwoger immer dozwischen komme und hot g'rufe:

„Seppel, desch cream tu ich dir abrote. Kein cream net und kein grien, ober eine dunkle Farb und Blau fier uf das Dach."

„Eine dunkle Farb?", hob ich g'frogt, „vonwegen was denn das?"

„Vonwege weil eine dunkle Farb kein Schmutz net weisen werd, wenn das Haus eimol gepaint is und ein Johr steht."

So hot die Regina ieber mich, und mein Schwoger hot ihr geholfe.

Ich hob mir die Sach wieder eimol ieberlegt und hob mir gedenkt: „Schlecht tut soller Rat net sein. Ein dunkles Haus is gut, vonwege weil dann die Pauline net alle Johr komme werd und ieber mich rede, wie daß ich den Schmutz von die walls abwasche soll. So hen ich denn mein Schwoger gebeten und hob ihn gefrogt, mir zu helfen, die gallons mit der Farbe wieder eimol zu exchangen.

Wie ich die dunkle Farb daham g'habt hob, bin ich ober dran. Ich hob die paint gemixt und die broshes gewasche, bis daß ich fier uf das painte fertig war zum starten.

Ich hob grad gestartet, da sein die Gelitzerin und Farmer Mike Seine vorbei komme und sein stehn bliebe, wie das halt die Leit so tun. Fier eine Weil hen sie mich gewatched, dann sein sie uf mich zu und hen gefrogt:

„Ihr tut's doch net im Sinn hobe, das ganze Haus wie ein jail zu painte? Desch lookt wirklich net gut fier unser Städtel, so ein unfreindliches Haus."

Jetzen is es mir ober doch zuviel worde.

„Weibsleit," hob ich gesproche, „laßt's mich nur painte. In mein Haus muß ich hucke, und net ihr. Und wenn mir die dunkle Farb zusoge tut, dann tu ich das Haus dunkel painte."

Sell hätt' ich net soge sollen, liebe Leser und Leserinnen. Die Weibsleit sein schwer beleidigt worde, und sie hen mir auch ihre Beleidigung g'zeigt. Sie hen solang ieber mich gesproche und mich mit böse Namen benennt, bis daß ich nochgebe und apologized hob. Und fier um die Weiber zu zeige, daß ich ihnen nix net nochtrage tu, hen ich sie gefrogt, was welle Farb sie mir anrote tun.

Nach soller Frag sein die Weibsleit gut worde und sie hen mit ihre Beleidigung gestoppt. Alle gallons hen sie genomme und hen sie mit mir zurück in den store gebracht, wo ich sie wieder eimol exchanged hob. Dieses mol hob ich braun genomme fier uf das Dach, und gelb fier die Wände. Die Fenster, so hob ich es mit die Weibsleit ausgemocht, solln blau werde.

„Jetzen werst Ruh hobe und in Frieden painten," hob ich bei mir gedenkt und hob beschlosse, mit dem painten zu starten.

Und ich hab auch gestartet. Mein Frieden is ober net komme. Denn wie ich gut im Anfang von meine Arbeit wor, da is die Pauline, was mein Weib is, heimkomme. Was sie ieber mich g'sogt hot, desch, liebe Leit, will ich net schreibe. Ich kann eich nur verrote, desch ich noch eimol in den store gange wor und weiße und schwarze paint g'holt hob. Und so is unser Haus worde: Weiß, und ein schwarzes Dach.

Alle Leit aber, was zu uns komme, tun heit das Haus kritisieren. Keinem is es net recht, und ich hob gelernt, das ein Mann niemols net fertig bringt, alle Leit zufriede zu stellen.

Tun mir das Beispiel, was ich selbst durchgemocht hob, remembern, liebe Leser und Leserinnen. Niemols net kann man alle Leit ihre Meinung net treffen. Alle wollen alle Sachen andersch hen. Ob ich was mach oder du oder der Poter, alles werd gekritiseist und keine Einstimmung will net herrschen.

Darum tu ich soge: Leit, tu ich spreche, seids einig und vergeßt niemols net: Mir hen in der Welt tausend Meinungen, ober mir können immer nur eine Meinung folgen. Wenn mir alle Meinungen nehme wollen, dann kommen mir zu nix net.

Ich tu eich alle schön grieße, von mir und von meine Pauline. Mir sein g'sund und glücklich in unser schwarz und weiß gepaintes Haus, was ich auch eich anwiensche, von eirem

Schustersepel.

„Wir verschmähen es, von den Menschen Anerkennung zu suchen, aber wir leben von unserer eigenen Anerkennung."

„Tu das Gute und wirf es ins Meer!
Sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr." (Türkisches Sprichwort.)

Missionswerk des Marienboten

Die Oblatenmissionen während des Krieges

Von P. Heinrich Veymann O.M.J., Deutschland

Oft in den sieben Jahren, denen der letzte Weltkrieg sein Gepräge gab, haben wir unserer Missionen und unserer Missionare in aller Welt mit banger Sorge gedacht, und mit uns unsere Freunde und Wohltäter. Nie war der deutsche Name so verhaßt bei fast allen Völkern der Erde, die paar neutralen mit eingeschlossen, wie während dieses Krieges. Hinzu kam der Argwohn gegenüber allen Deutschen im Ausland, ob nicht auch sie zu einer fünften Kolonne gehörten. Da kann man begreifen, daß besonders die Angehörigen der Missionare nicht geringe Befürchtungen hegten über das Schicksal ihrer Verwandten, die in den Missionen wirkten.

Es ist nun das bei dieser Lage der Dinge Ueberraschende, daß fast nirgendwo deutsche Oblatenmissionare Opfer des Krieges geworden sind. Wohl wurden z. B. in Kimberley erst kurz vor dem Kriege Zugereiste in Anhaltelagern festgehalten. Doch kamen sie alle bis auf einen bald wieder frei. Selbst beim Auswärtigen Amte in Berlin wußte man an der Behandlung der Internierten eigentlich nur auszusetzen, daß sie keine deutschen Rundfunkstationen abhören durften. Und sogar das war später gestattet.

Andererseits war die Abriegelung der Missionare von der Heimat und die der Heimat von den Missionaren eine fast vollständige. Und auch das war in der Hauptsache eine Leistung des Propagandaministeriums. Die Internierten schrieben ihre Kriegsgefangenenpost. Das konnte man nicht gut verhindern. Aber das Internationale Rote Kreuz war in seiner Arbeit durch allerlei Verordnungen arg beengt. So kam von den auf freiem Fuß Lebenden, und nur von wenigen, das bekannte Brieflein von 25 Worten durch. Die Missionsbischöfe konnten nach Rom melden, wenn jemand gestorben war. Besorgte Angehörige konnten es nicht verstehen, wenn man ihnen auf eine Anfrage antwortete: „Wenn Ihr Sohn nicht schreibt und Sie auch nichts von ihm hören, so ist das eigentlich das Beste, was Sie erwarten können. Denn es ist ein Beweis dafür, daß er lebt, und noch gesund ist." Unsere Monatsblätter hätten, selbst wenn sie nicht der berüchtigten Verordnung über Papierbewirtschaftung zum Opfer gefallen wären, kaum etwas über die Missionare und ihre Arbeiten berichten können.

Abgeriegelt waren naturgemäß die Missionen auch von jedem Nachschub an Missionskräften, sowie von Geld- und Sachwerten aus der deutschen Heimat. Wie weit es den außerdeutschen Ordensprovinzen gelungen ist, diesem empfindlichen Mangel abzuhelfen, läßt sich noch nicht ganz übersehen. Schwierigkeiten gab es auch da. So machten sich anfangs 1941 zehn canadische Oblaten auf den Weg zum Basutoland und kamen in einem deutschen Internierungslager an. Sie fanden allerdings ein reiches Arbeitsfeld unter ihren Mitgefangenen und konnten sogar eine Reihe von Taufen ausgewachsener Heiden buchen. Die irische Provinz entsandte 1942 elf Missionare nach Südafrika und in die nordischen Missionen Canadas. Sie sind auch glücklich angekommen.

Wie die Missionare sich selber helfen konnten, werden wir in den folgenden Zeilen feststellen. Da aber auch heute die Verbindung zwischen Deutschland und dem Ausland noch nicht wieder im Gange ist, können wir keinen endgültigen Bericht über den Stand der Oblatenmissionen geben. Das Wenige aber, das wir zu berichten haben, ist durchweg erfreulicher Natur, und es hat den Anschein, als ob sich das gesunde Leben, das in dem Wenigen deutlich spürbar ist, in nicht allzu ferner Zukunft ganz kräftig entfalten würde. Eines können wir wohl schon sagen: Das Los der Missionen und der Missionare wird besser sein als nach dem ersten Weltkrieg, wo viele deutsche Missionare noch nach dem Kriege ihr Arbeitsfeld verlassen mußten.

Von dem, was die deutsche Heimat an jungem Nachwuchs zur Verfügung gehabt hätte für diesen Tag, sind viele, allzu viele ein Opfer des Krieges geworden. Die deutsche Ordensprovinz mußte auch in diesem Kriege einen sehr starken Blutzoll zahlen. Die Sachwerte, die wir mit den eingegangenen Missionsgeldern in den ersten Kriegsjahren noch beschaffen konnten, sind auch nur noch zum Teil vorhanden. Doch beginnen wir nun mit unserm Rundgang durch die Oblatenmissionen in aller Welt!

Afrika

Aus Südwestafrika mußte Bischof Gotthardt leider im Laufe des Krieges den Tod von drei altbewährten Missionaren melden, der Patres Heinrich Jacobs, Augustin Bierfert und Josef Wüst. Sobald uns ausführlichere Berichte vorliegen, wird es uns eine traurige Ehrenpflicht sein, über ihr langjähriges Wirken in der Mission zu berichten.

Im Jahre 1942 mußten die Patres Röhse und Henkel zeitweise das Krankenhaus in Swakopmund aufsuchen. Auch mußte sich P. Anton Witzkirchen eine Zeitlang dort erholen. Am Okawango hatte die Malaria das Jahr zuvor den Missionaren besonders schwer zu schaffen gemacht.

Im Dezember 1942 konnte der hochwürdigste Herr Bischof seinen ersten einheimischen Oblaten zum Priester weihen, den Pater Gerard Molelekwa, einen Betschuanen aus Epukiro. Ein Markstein in der Geschichte dieser dornenreichen Mission!

In Goas bei Karibib konnte P. Marx mit Br. Bühner eine neue Mission gründen. Die Krankenhäuser von Otjiwarongo und Windhoek wurden bedeutend erweitert. Windhoek allein erhielt 28 neue Zimmer.

Sehr erfreulich sind die Nachrichten aus dem Ovamboland. In Ukuambi, der Mission, die den Namen der kleinen hl. Theresia trägt und wo vor 20 Jahren P. Otto Fuhrmann seine erste, armselige Hütte aufschlug, konnte jetzt P. Hermann Bücking, unterstützt von seinen tüchtigen Mitbrüdern, den Patres Helfrich, Kreß, Seiler und Oswald und den Brüdern Schedel und Laub, eine große und schöne Theresienkirche bauen. Sie ist dreischiffig, 44 Meter lang und hat drei Türme. Die hl. Theresia hat sichtlich den Gnadensegen Gottes zu diesen Völkern geleitet. Die Missionare haben alle Hände voll zu tun. Für schwarze Schwestern wurde ein Noviziat eröffnet.

Ein Brief von Bischof Gotthardt, der uns auszugsweise im November 1945 in die Hände kam, meldet weitere gute Fortschritte der Missionsarbeit in seinem ganzen Sprengel. Doch macht sich der Mangel an Arbeitskräften immer deutlicher fühlbar. Und Schwester Lukretia in Andara fand leider den Tod durch Schlangenbiß. Eine Anzahl Patres und Brüder sind über 70 Jahre alt.

P. Ludwig Schulz, den der Ausbruch des Krieges 1939 gegen seinen Willen in Südwest festgehalten hatte, hat sich in den Kriegsjahren sehr gut dort eingewöhnt. Er hat jetzt seine Exerzitienrundreise wieder aufgenommen und wird uns wohl als erster hier ausführlichen Bericht erstatten können über alles, was dort unten im Kriege geschah.

Das Vikariat Kimberley hat den Tod zweier Brüder zu beklagen. Bruder August Müller erkrankte im Internierungslager. Dort besuchte ihn noch zwei Tage vor seinem Tode Bischof Meysing. Der Bruder starb dann im Hospital, nachdem ihm P. De Vos die Sterbesakramente gereicht hatte. — Br. Alfons Mock betrieb mit acht schwarzen Gesellen eine gutgehende Schuhmacherei. Seine Arbeit ermöglichte es P. Hartjes, einen großen Teil der durch Erweiterung der Bonifatiuskapelle in Kimberley entstandenen Bauschulden abzutragen. Er starb nach zweimonatiger Krankheit im städtischen Hospital. Der von allen tief bedauerte Tod der beiden Brüder „hat eine empfindliche Lücke in die Reihen der Missionare gerissen." So schrieb Bischof Meysing in einem Brief vom 17. Oktober 1945.

Allen Patres und Brüdern geht es nach dem gleichen Briefe noch gut. Alle sind außer Pater Hegenbarth wieder auf ihren alten Posten, wenn auch 17 Patres der direkte Verkehr mit den Schwarzen verboten war. Ohne Arbeit blieben auch diese 17 Missionare nicht, wenn ihre Arbeit auch mehr eine rein körperliche war. „So haben," schreibt Bischof Meysing weiter (17. Oktober 1945), „P. Karl Rittmüller und P. Föllmer Großes geleistet auf den Farmen, die wir nach 1939 noch kauften zur Unterstützung unserer Mission. Wir erzielten während der Regenjahre eine bedeutende Einnahme, die wir sehr begrüßten, zumal die Mittel, die uns sonst aus Uebersee zuflossen, fehlten.

Am Christkönigsfest 1941 konnte der Apostolische Delegat für Südafrika die neue St. Mary's-Kathedrale einweihen. Sie ist eine der schönsten Bauten von Kimberley geworden. Am Bau arbeiteten vor allem die Brüder Hilkinger, Meisterhaus, Frohwein und Bormacher, die noch von zwei Pallotinerbrüdern unterstützt wurden.

Ein anderer wichtiger Bau entstand in Taungs. Es ist das St. Konrads-Hospital mit 70 Betten und einer ganz modernen Einrichtung. Es ist in erster Linie für die Eingeborenen gedacht. Menzinger Kreuzschwestern aus dem Mutterhaus in Boppard betreuen es unter Leitung der beiden Missionsärzte Dr. Roos und Dr. Lewis.

Auch auf allen anderen Stationen ging es merklich voran, trotz des Krieges. Noch mehr Fortschritte könnten erzielt werden, wenn es dem Bischof möglich wäre, all die Wünsche zu erfüllen, die die Patres in ihrem Seeleneifer an ihn richten." Das geht auch aus der Statistik hervor, die Bischof Meysing seinem Briefe beifügte. Statistiken sind langweilig für manchen Leser. Doch in der nüchternen Sprache ihrer dürren Zahlen ist eine Unsumme von Arbeit enthalten, die von größtem Idealismus und Seeleneifer geleistet wurde. Für den nachdenklichen Leser reden sie eine sehr deutliche Sprache. Darum sollen sie hier folgen:

1924—19945

		1924	1945
1. Priester: Oblaten (O.M.J.)	— 7		
Herz-Jesu-Priester (S.C.)	— 2	9	34
2. Oblatenbrüder		2	19
3. Schulbrüder		22	20
4. Schwestern		94	153
5. Catecheten		4	30
6. weltliche Lehrer		4	124
7. Aerzte		0	2
8. Krankenschwestern		0	24
9. Katholiken: a) europäische	3 500		
b) Farbige u. Neger	2 000	5 500	
a) europäische	2 485		
b) Farbige u. Neger	21 380		23 865
10. Taufbewerber		26	2 762
11. Schulen: a) europäische Schulen		8	6
Schüler		2 046	1 680
b) Schulen f. Farbige u. Neger		4	47
Schüler		400	6 456
12. Kirchen		5	8
Kapellen		5	47
Hospize		0	1
Dispensaries (Krankenstationen)		0	12
behandelte Personen		0	63 136
Taufen		230	2 400
Heirat		39	308
Tod		70	417
Hauptstationen für Neger		1	15
Missionsfarmen		0	5
Außenstationen		1	68

(Schluß folgt)

Der Beobachter



Papst Pius XII. gab seine Zustimmung zur Errichtung eines Priesterseminars für deutsche Flüchtlingstheologen. Er selbst opferte eine bedeutende Summe Geldes für diesen Zweck. Eine ehemalige Militärkaserne wurde erworben und den Seminaristen zur Verfügung gestellt. 300 Theologiestudenten und 300 Schüler für das kleine Priesterseminar werden in den Räumlichkeiten der Kaserne Raum finden können.

Am 7. Juli wurde Mutter Oberin Frances Cabrini aus Chicago heilig gesprochen. Mutter Cabrini ist die erste amerikanische Heilige der römisch-katholischen Kirche. Sie ist aber nicht nur die erste amerikanische Heilige, sondern es liegt bei ihr noch der Sonderfall vor, daß sie bereits 27 Jahre nach ihrem am 22. Dezember 1917 erfolgten Tode die Ehre der Altäre erhielt. Es ist dies die kürzeste Frist, in der päpstliche Gerichte einen Kandidaten der Heiligsprechung würdig gefunden haben. Als Mutter Cabrini Nonne werden wollte, wurde sie von dem Orden, für den sie sich meldete, als zu schwächlich abgewiesen. Darauf gründete sie ihren eigenen Schwesternorden sowie für jedes ihrer 67 Lebensjahre eine Schule, ein Krankenhaus oder ein Waisenhaus. 23 mal durchreiste sie den Atlantik, ritt auf einem Esel durch Gebirge und durchreiste auch die Vereinigten Staaten von Küste zu Küste mehrmals im Laufe ihrer Tätigkeit für christliche Liebe und Verbreitung der Frömmigkeit. Mutter Cabrini war geborene Italienerin, nahm aber später die amerikanische Staatsbürgerschaft an.

Heiligkeit braucht unsere Welt, Heiligkeit brauchte auch unser Land. Unsere Schwesternklöster hier in Canada, besonders die deutschsprechenden Schwesternorden, könnten noch viele Mädchen aufnehmen, die Nonne werden möchten. Warum gibt es wohl so wenig Berufe zum Leben der Heiligkeit unter uns? Warum haben wir lange nicht so viele Schwestern, als unsere Kirche sie hier brauchte? Und warum melden sich so wenig junge Männer zum Beruf des Klosterbruders? Unsere Kirche braucht junge Mädchen und junge, gesunde Männer für ihre Klöster. Sprechen wir zu unserer Jugend davon. Erklären wir ihr, was sie zur Ehre Gottes und für ihr eigenes Heil im Leben leisten könnten, wenn sie sich Gott im Kloster hingäben.

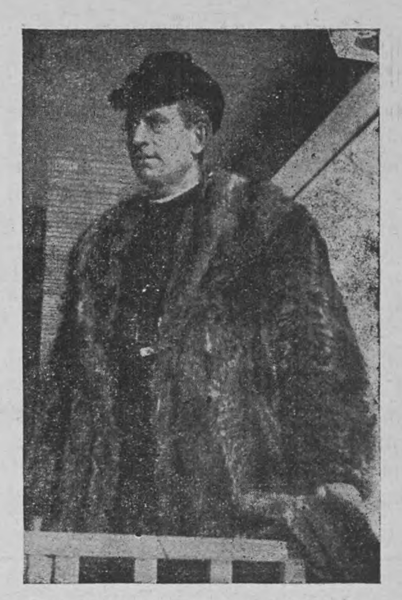
Am 24. April verstarb im Generalhaus der Oblaten zu Rom der hochw. Pater Johannes Pietsch O.M.J., Generalassistent des Oblatenordens. Der Verstorbene wurde am 17. November 1873 geboren und legte zwanzig Jahre später seine ersten Ordensgelübde ab. 1898 wurde er in Rom zum Priester geweiht. Nachdem er bis 1926 in Deutschland gewirkt hatte, wurde er zum Generalassistenten des Ordens ernannt, wo er bis zu seinem Tode verweilte. Von Rom aus besuchte er auf seinen vielen Dienstreisen auch Canada, und in Canada Regina. Nach Europa zurückgekehrt, verfaßte er ein Büchlein über seine Canadareise, in dem er besonders über unsere deutschsprechenden Farmer des Westens schrieb. Während der Kriegszeit wurde Pater Pietsch schwer krank. Er unterzog sich ernsten Operationen, die, wie er meinte, ihm viel halfen. Im März dieses Jahres brach er aber vollständig zusammen, bis er am 24. April seine Augen für immer schloß. In Pater Pietsch verlor der Oblatenorden einen ihrer großen Männer. Besonders die in aller Welt lebenden deutschsprechenden Oblaten betrauern ihn als ihren großen Freund in Rom. Pater Pietsch hat sich seine ewige Ruhe verdient. Möge der Herr ihm den ewigen Frieden geben!

Am ersten Mai 1947 wird in Rom das nächste Generalkapitel der Oblaten stattfinden. Alle Provinzialoberen des Ordens und ein Vertreter einer jeden Oblatenprovinz werden an dieser Generalversammlung teilnehmen. Pater Provinzial J. Bökenföhr O.M.J. wird die St. Marienprovinz, Regina, vertreten. Mit ihm wird ein anderer unserer Patres reisen. Wer es sein wird, werden wir bekanntgeben, sobald er gewählt sein wird. Hauptaufgaben der Generalversammlung werden sein: Die Wahl eines neuen Generaloberen und Neuorganisierung der Ordensarbeiten in der Nachkriegswelt.

Deutschland hat nun wieder eine Glockengießerei, und zwar im Städtchen Bockenem in der Provinz Hannover. Die Glockenspeise, der sogenannte Klankguß, besteht nicht ganz aus Stahl, aber aus Stahlschrott, das aus Eisenbahnschienen gewonnen wird. Wollten diese neuen Glocken nur bald hinausläuten in die zerrütterten deutschen Lande, was Schiller einst geschrieben: Friede sei ihr erst' Geläute.

Therese Neumann von Konnersreuth, deren Stigmatisation sich am 2. April dieses Jahres zum zwanzigsten Male gejährt, lebt seit dem Ende des Krieges in nicht allzuschlechten Verhältnissen in ihrem alten Heimatsort. Die Amerikaner, in deren Besatzungszone Konnersreuth liegt, haben das elterliche Haus unter Bewachung gestellt. Im vergangenen Jahre haben sehr zahlreiche amerikanische Offiziere und Soldaten — über 7000 — die Stigmatisierte besucht. Auf Grund von Nachrichten, die von Pfarrer Naber und einer Anzahl zuverlässiger Zeugen gegeben wurden, steht fest, daß das wöchentliche Sühneleiden bei Therese Neumann weiter regelmäßig eintritt. Ihr Gesundheitszustand ist verhältnismäßig gut.

Fünfzig Jahre Oblate....



Pater August L. Forner O.M.J.

Am 15. August begeht der hochw. Pater August Leopold Forner O.M.J. den fünfzigsten Jahrestag seiner Ordensgelübde. Im hochw. Pater Forner steht ein typischer Oblatenpriester der St. Marienprovinz vor uns. Aufgabe der Oblatenpatres der St. Marienprovinz ist die Betreuung der nicht englisch sprechenden Einwanderer unseres Landes. Aus aller Herren Länder Europas kamen diese Einwanderer vor Jahrzehnten besonders nach dem Westen Canadas. Verschiedener Sprachen bedienten sie sich, fast alle aber riefen sie nach dem katholischen Priester.

Der hochw. Pater A. Forner O.M.J. war einer der Pionierpriester, der sich der Einwanderer des Westens annahm.

Geboren am 14. Dezember 1875 in Oberschlesien, Deutschland, trat er 1889 in das kleine Priesterseminar St. Karl, Holland, ein. 1895 bis 1896 machte er sein Noviziatsjahr, und am 15. August 1896, also vor fünfzig Jahren, legte er seine ersten Ordensgelübde ab. Nach Vollendung seiner philosophischen und theologischen Studien wurde er am 28. April 1901 zum Priester geweiht. In demselben Jahre noch wurde er von seinen Ordensoberen nach West-Canada gesandt.

Pater A. Forner begann seine Arbeit in Fish Creek, Sask. Hier hatte er sofort Gelegenheit, die großen Schwierigkeiten des für die Einwanderer wirkenden Präriepriesters kennen zu lernen. Weitentlegene Missionen waren zu versorgen, die Katholiken aber, die seiner Seelsorge unterstellt waren, sprachen nicht deutsch.

Pater Forner nahm beides auf sich: Die langen Missionsfahrten durch Sommernacht und Wintersturm, unermüdliche Reisen zu Fuß, im Wagen und Schlitten, und dann auch die Erlernung der polnischen, ukrainischen, ungarischen und englischen Sprachen, die dem hochw. Jubilanten für seine Seelsorgearbeit notwendig waren.

Diese Umstände brachten es mit sich, daß Pater A. Forner bald zum typischen Vertreter der Oblatenpatres der St. Marienprovinz wurde. Kein noch so entlegenes Prärieörtchen, das des Priesters bedurfte, war ihm zu weit. Keine Sprache, deren er in seiner Tätigkeit gebrauchte, war ihm zu schwer zu erlernen. Immer und überall stand ihm nur die große Aufgabe vor Augen: Hilf den Seelen, für die wir Oblaten der St. Marienprovinz da sind.

Und Pater Forner half. Er hörte Beichte, predigte, gab Rat in deutscher, englischer, französischer, polnischer, ukrainischer und ungarischer Sprache. Hunderte von Meilen war das Gebiet weit, das er von Fish Creek aus in der Prince Albert Gegend versah.

Im Jahre 1908 sandten die Ordensoberen den hochw. Jubilanten nach Rosenheim, an der Grenze von Saskatchewan und Alberta. Wieder lag hier ein großes, weit durch die Prärie sich ziehendes Arbeitsfeld vor Pater Forner. Von Luseland bis hinauf nach Wainwright, Alberta, zog sich das Gebiet, das Pater Forner in einer Zeit versah, in der das Pferd noch das einzige Hauptverkehrsmittel war.

Von Rosenheim ging Pater Forner im Jahre 1914 nach Scott, Sask., und von dort, sieben Jahre später, wieder nach Fish Creek, wo er bis 1926 verblieb.

1926 übernahm Pater Forner die Seelsorgearbeit in Camp Morton, Manitoba, und sieben Jahre später die Pfarrei zu Windhorst, Sask.

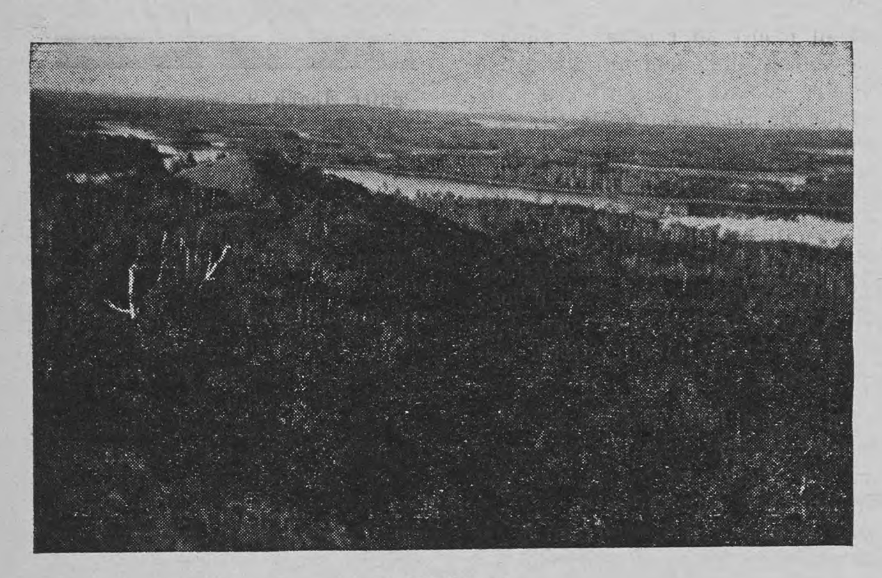
Die überschwere Arbeit in der Prärie begann inzwischen ihre Folgen zu zeigen. Pater Forners Gesundheit begann zu schwinden. Im Jahre 1939 übernahm er noch die katholische Gemeinde zu Lancer, Sask., ein Jahr später aber mußte er sich einer schweren Operation unterziehen, die ihn vier Monate lang im Krankenhaus zu Swift Current festhielt. Aus dem Krankenhaus entlassen, übernahm Pater Forner die Priesterarbeit im Altersheim zu Moose Jaw, dann betreute er die Pfarrei zu South Battleford, um sich nachher in Prelate niederzulassen, wo er bis zum heutigen Tage als Kaplan der ehrw. Ursulinenschwestern wirkt.

Im hochw. Pater Forner O.M.J. steht die verkörperte St. Marienprovinz vor uns. Alle Aufgaben, die unsere Oblatenprovinz sich gestellt, hat er unter den Einwanderern zu erfüllen gesucht. Alle Schwierigkeiten, mit denen unsere Pionierpatres auf Reisen, im Organisieren, im Bauen und im Versehen der weit über die ganze Präriegegend verstreuten Katholiken zu kämpfen hatten, machte Pater Forner im vollsten Maße mit. Alle Sprachen, deren sich die St. Marienprovinz der Oblaten in ihrer Tätigkeit bedient, hat Pater Forner gesprochen. Die Idee einer rein übernationalen Seelsorgearbeit, wie die St. Marienprovinz der Oblaten sie in ganz besonderem Maße vertritt, kam wohl in keinem Pater so charakteristisch zum Vorschein wie in Pater Forner.

Katholiken verschiedenster Nationen und Sprachen denken heute in Dankbarkeit an ihren früheren „Prärie-Pater" zurück. Der hochw. Jubilant selbst erinnert sich gerne der Pionierjahre, die er auf weiter Prärie verbracht. Besonders einer kalten Nacht, wo ihn der Schneesturm überrascht und er, dem Tode des Erfrierens ausgesetzt, in einem Heuschober um sein Leben betete.

Die schweren Zeiten sind jetzt vergangen. Der Herr der Himmel hat sie ganz gewiß ins Buch der Ewigkeit geschrieben. Die guten Ursulinenschwestern von Prelate suchen es dem hochw. Jubilanten jetzt so leicht als nur möglich zu machen.

Gottes reichsten Segen und ein noch recht langes, gesundes und freudenvolles Leben wünschen der Marienbote und seine Leser dem hochw. Pater Forner. Es wird nicht so bald vergessen, was Pater Forner für unsere Katholiken getan. Möge Gott es ihm belohnen. Wir werden dem hochw. Jubilanten wohl nichts Besseres geben können als das Versprechen, seiner in unseren Gebeten zu gedenken, und die Versicherung, daß die Richtlinien der Oblatenarbeit, die Pater Forner so charakteristisch geleistet, der St. Marienprovinz immer Vorbild bleiben werden. Ad multos annos!



Saskatchewan.

Mutter Maria

ich bitte Dich:
Wollest vor Leibesnot beschützen mich
und alle, die mit mir gehn
und die meinem Herzen nahe stehn.
Mein Haus ist verbrannt,
muß weithin ins Land.
Die Felder sind tot und tragen kein Brot.

Mutter Maria
sieh' unsre Not!

Else Liedtke.

(Dieses Marienlied ist im heutigen Deutschland entstanden. Red.)

Was mancher nicht weiß

—Ein Walfisch wird bis zu 20 Meter lang und bis zu 70,000 Kilogramm schwer.

—In Panama gibt es über 400 verschiedene giftige Schlangen.

—Im Jahre 1820 erschien die bekannte englische Zeitung „Times", zuerst in einem Format von 1,24 Meter zu 1,62 Meter.

—Die Postanstalten sämtlicher Länder der Erde befördern stündlich ungefähr 1200 Millionen Briefe.

—Versuche, bei denen der Schlaf durch mechanische Mittel verhindert wurde, haben ergeben, daß der Mensch nach höchstens vier Tagen vollkommen zusammenbricht.

—Das Wort Halunke entstammt der tschechischen Sprache, wo „holomek" einen ausgefeimten Menschen bezeichnet.

—Das Wort „Soldat" ist erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Frankreich aufgekommen.

—Die ersten gepflasterten Straßen in Deutschland gab es im Jahre 1368 in Nürnberg.

—In Deutschland sind 16 Millionen Menschen Radfahrer.

—Von allen Stoffen der Erde ist das Wasser am meisten verbreitet.

—Die Lokomotive eines D-Zuges verbraucht auf je 100 Kilometer Fahrstrecke über 30 Zentner Kohlen.

—Zur Zeit Karls des Großen war die Insel Helgoland ungefähr siebzigmal größer als heute.

—Das einzige europäische Land, in dem die Geldwährung nicht nach dem Dezimalsystem geordnet ist, ist England, dort sind ein Pfund 20 Schilling oder 240 Pence.

—Der in Deutschland am häufigsten angebaute Obstbaum ist der Apfelbaum.

—Das größte Verteidigungswerk aller Zeiten war die „Chinesische Mauer" an der Nordgrenze Chinas (Gesamtlänge 2450 Kilometer). Sie ist 11 Meter hoch und 7,5 Meter dick.

—Einem Regenwurm wächst der ganze Körper wieder, wenn man ihn durchtrennt, einem Krebs die verlorenen Scheren.

Die verschollene Liebe

Eine moderne Legende

Zu einem hochkultivierten europäischen Volke, irgendwo zwischen Nord- und Südpol, kam eines Tages ein vornehmer weiser Mann. Er wollte die Kultur dieses berühmten Volkes studieren. Er besuchte die öffentlichen Fürsorgeanstalten, die Hafen- und Flugplätze, die Theater und Kinos, die Schulen und schließlich auch die Gerichtsgebäude und Strafanstalten. Vor allem aber mischte er sich unter das Volk, wo und wie er es fand, arbeitete mit ihm in gewöhnlicher Alltagskleidung und erlustigte sich mit ihm, ohne sich erkennen zu geben.

Manche aber kannten ihn und wußten von seinen Studien. Nach einiger Zeit bat ihn einer der Führer jenes Volkes, ihm seine Beobachtungen mitzuteilen.

Da sprach der Weise nach langem Zaudern:

„Ihr seid wirklich in der Kultur weit voran. Das Innere der Erde und die Unendlichkeit des Luftmeeres sind euch keine Geheimnisse mehr. Den gesunden Leib bildet und den kranken heilt ihr mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit.

Aber eines vermisse ich bei euch."

„Was kann das sein?" forschte der Führer des Volkes neugierig befremdet.

„Die verstehende und verzeihende Liebe," antwortete der Weise ernst.

Der Volksmann atmete auf. Also etwas rein Religiöses, etwas, was mit Politik, Kultur und Wissenschaft so gut wie gar nichts zu tun hatte. Das mochte angehen. Mitleidig lächelnd sah er auf den Weisen hinüber.

Der Fremdling fuhr schonend fort, denn jede Verletzung lag ihm ferne:

„Uebrigens habe ich diese Beobachtung des Fehlens der verstehenden und verzeihenden Liebe bei allen Kulturvölkern gemacht, aber nicht darüber gesprochen. Sie sind das letzte, das ich bereise, und nur auf Ihr Verlangen hin spreche ich. Vor Jahren war ich in Amerika. Da erlebte ich etwas, was ich nie, nie in meinem Leben vergessen werde. Wir standen am Rande eines herrlich gewachsenen Waldes. Es war ein wunderbarer Frühlingsmorgen und ich freute mich der prachtvollen Blätterkronen und der ragenden Stämme. Da schreckte mich und meine Begleiter plötzlich ein furchtbares Pfauchen, Schnarchen und Rattern auf. Der Boden erbebte und etwa hundert Meter seitwärts von uns rasten wie wilde Kolosse eine Anzahl riesige Tanks gegen den herrlichen Wald. Ich schrie laut auf, denn im nächsten Augenblick erscholl ein markdurchdringendes Krachen und Bersten. Herrliche ragende Bäume wurden mit brutaler technischer Maschinengewalt niedergewalzt. Langsam fielen sie, hier einer und dort einer und noch viele. Ihr Splittern klang wie ohnmächtiges Todesröcheln.

Den brutalen Maschinen nach aber schritten die Unternehmer, kühl und berechnend. Ich mußte mich vor Schwäche setzen, sosehr hatte mich diese gemeine Vernichtungsszene, dieses erbarmungslose Wüten gegen die lebende Natur angegriffen. Dann aber floh ich, so rasch ich konnte, von diesem Orte des Grauens."

„Begreiflich," nickte der Volksvertreter.

„Nicht wahr," fuhr der vornehme Weise fort, „aber dieser Tage mußte ich eine ähnliche Szene in einem eurer Kinos ansehen und beklatschen hören. Fürchtet ihr nicht für die Verrohung eures Volkes bei solchen Darstellungen? Oder erwartet auch ihr das Heil von der Technik?

Vor einiger Zeit saß ich in einem eurer ländlichen Wirtshäuser. Ueber uns im klaren Blau surrte ein Flieger, und einer der anwesenden Besitzer rühmte sich, daß seine Tochter bereits achtzehnmal geflogen sei. Es koste ja jedesmal nur 15 Mark und sei ein „sakrischer" Spaß. He, Mann, wie stimmt denn das zu eurem Jammer über die Not der Zeit? Ich bin überzeugt, daß der Mann samt seiner achtzehnmal geflügelten Tochter ziemlich lange braucht, um aus seiner wohlgespickten Geldkatze eine Kleinigkeit jenes Betrages für wohltätige Zwecke innerhalb der Gemeinde herauszuhaspeln, den seine Tochter verflogen hat."

„Gewiß," stimmte der Volksführer bei, „aber lassen Sie doch unsere karitativen Vereine und Fürsorgeanstalten auch etwas gelten."

„Ich erkenne sie an; sie stiften viel Gutes. Aber ich bin Spezialist in meinen Studien und gebe weniger auf die Allgemeinheit als vielmehr auf die Art des Wohltuns und die Beweggründe im Einzelfalle. Die Gesamtheit ist etwas, aber sie ist es in Wirklichkeit nur durch die liebedurchglühte Einzelpersönlichkeit. Wie wenige sind, die wirklich liebenswürdig zu pflegen verstehen und diese Liebenswürdigkeit bewahren durch Jahrzehnte, ohne alltäglich und geschäftsmäßig zu werden, ohne die Brücke von Seele zu Seele, von Mensch zu Mensch abzubrechen. Und doch braucht niemand mehr Liebe als die Kranken und Alten. Dienstboten? Ach ja; es gibt gute und schlechte, aber mehr könnten gut sein bei verstehender Liebe von seiten der Herrschaften, bei fürsorgender Liebe von Unterstandsmöglichkeiten für Durchreisende und im Falle der Erwerbslosigkeit bei zunehmendem Alter."

„Und die Alten in den Familien?" fragte der Volksführer beklommen.

„Vor kurzem trat ich in ein behäbiges Bauernhaus," erzählte der vornehme Fremdling weiter, „da fand ich zwei alte Leute in Tränen. Was ihnen fehlte? „Leiblich nichts," sagte der alte Mann bekümmert, indessen die Frau still fortweinte. „Wir bekommen all unseren Austrag pünktlich und richtig; aber gestern waren es zwei Jahre, seit der Sohn unser Austragstübchen betreten hat. Sie kommt überhaupt nicht."

„Was fehlt denn da, Sie großer Volksmann?" fragte der Fremde bitter.

„Die verstehende Liebe," ächzte der und barg das Gesicht in den Händen.

Der Weise aber war verschwunden.

DER WEG IN DEN TOD

Eine Märtyrergeschichte aus Spanien

Die Sterne verbleichen schon im morgendlichen Glanz. Da überquert ein müder Mann vorsichtigen Schrittes die Rambla, die Hauptstraße Barcelonas. Wie ein Schatten gleitet er in die Seitengasse. Dann hält er aufatmend still und lehnt sich an die Wand des Hauses. Die ganze Nacht war er unterwegs, von Wohnung zu Wohnung, treppauf, treppab. Hier mußte er Unglückliche trösten, dort Verzweifelte aufrichten; hier brachte er einem Kranken das hochheilige Gut, dort salbte er einen Sterbenden für seine letzte Reise. Und alles tat er in der ständigen Gefahr, von den Roten als Priester erkannt, verhaftet, gemartert, getötet zu werden.

Mochten die Bolschewisten und Anarchisten gerade im gegenwärtigen Augenblick auch die grimmigsten Feinde sein; mochten sie sich durch versteckten Mord oder in offenen Straßenschlachten bekämpfen; in dem einen Punkt waren sie einig, wie nur die Hölle einig sein kann: im Haß gegen Gott und die Kirche!

Don Fernando, der Priester, horcht plötzlich auf. Pistolenschüsse bellen irgendwo durch die frühe Dämmerung. Was ist? Liegen sich die feindlichen Brüder bei den Roten so zeitig schon wieder in den Haaren? Oder werden wieder einmal Geiseln erschossen? Nationalisten? Katholiken? Quien sabe — wer weiß es? ... Den einsamen Mann in der unauffällig grauen Kleidung fröstelt: „Mein Gott, Barmherzigkeit! Wie lange noch?!" —

Er taumelt beinahe, wie er nun weitergeht, seinem Versteck entgegen. So müd ist er. So unsagbar müd. Am Körper. An der Seele. Tagaus, tagein nichts sehen wie Not und Tod, wer soll das auf die Dauer ertragen können? Und schließlich das Ende von allem: die eigene Verhaftung! Sie ist unausbleiblich. Unausbleiblich! Jeden Geistlichen haben sie bisher immer noch entdeckt. Zumindest jeden, den er selber kannte. Und was dann? —

Ach, nur nicht dran denken! Nur nicht nachsinnen und ausmalen. Gott belastet keinen über seine Kraft. Auch ihn nicht. Und Er hilft denen, die guten Willens sind. Er hilft! „Herr," flüstern seine bleichen Lippen, „Herr!"

Soeben biegt er in eine Nebenstraße ein. Da dringt aus den zerbrochenen Scheiben eines halbzerstörten Hauses ein unaussprechlich wehes Stöhnen an sein Ohr. Er stutzt. Hält an. Ein Mensch in Not! Vielleicht kann er helfen! Mit süßem Schmerz durchströmt ihn jäh die alte große Liebe seines heiligen Berufes: die Liebe zu den Leidenden. Mit einem Schlag ist alles vergessen, was ihn unruhig machte und müd. Ohne Zaudern durchmißt er den düsteren Flur des verödeten Hauses und eilt die Treppe empor. Dort hinter jener halbgeöffneten Tür muß es sein!

Er drückt auf die Klinke. Was bewegt sich doch diese Tür so schwer in den Angeln! Wie mit Blei beladen schwingt sie zurück. Er tritt ein und steht in einem Chaos der Verwüstung. Kein Möbelstück ist ganz geblieben. Wo aber befindet sich der Kranke?

Da reißt ihn das qualvolle Stöhnen herum. Und er sieht am oberen Rand der geöffneten Tür zwei wächserne, seltsam zuckende Hände emporragen, mit dem Rücken zu seinen Augen. In unerklärlichem Schauer greift er zweimal nach der Klinke, zieht an — und prallt mit einem zerbrochenen Laut zurück. Sein Herz steht still: an der Innenseite der Tür ist ein Mensch angenagelt ...

Dem Priester verschwimmt die ganze Welt in einer purpurnen, brausenden Finsternis. Ihm ist, als ob er versänke, irgendwohin in einen lichtlosen Schacht ... immer tiefer ... ohne Aufhören ... jahrhundertelang ... — Jedes Empfinden ist an dem Uebermaß des Entsetzens erloschen. Mechanisch hält sein Auge das Furchtbare fest: einen blutüberströmten Männerleib in rotdurchtränkten Gewandfetzen mit emporgezwängten Beinen. Ein sterbend geneigtes Haupt. Und an einem Strick um den Hals ein schwarzes Buch: die Bibel.

Dann klingt das Stöhnen wieder auf, dieses markerschütternde, todmüde Stöhnen. Und dieser qualdurchzitterte Laut reißt den Erstarrten aus dem schwindelnden Abgrund seines Schreckens zurück in das Licht des Bewußtseins. Er stürzt vorwärts und rüttelt mit bloßen Händen an den Nägeln. Aber sie stecken fest, ganz fest. Und woher ein Werkzeug nehmen? — Was aber kann er sonst für den anderen tun? Mit schwankender Stimme spricht er ihm ein Reuegebet vor; vielleicht durchdringen die Worte die Mauer seiner Ohnmacht. Dann spendet er ihm die Generalabsolution. Für die heilige Oelung hat er nichts mehr bei sich.

Da hebt der gekreuzigte Mann mühsam das Haupt. In kraftloser Bewegung wendet er dem Priester sein Gesicht entgegen und blickt ihn an. — Ach, diese Augen! Don Fernando möchte fliehen und kann nicht. Ist das noch der Ausdruck eines Menschen? Diese Augen sind schon tot, gestorben an der unsagbaren Marter. Und doch leben sie. Aber ihr Leben ist nicht von dieser Welt. Es stehet jenseits von allem Leid der Erde und blüht sanft wie ein Morgenstern nach einer langen, bangen Nacht. Von ferne grüßt es her wie eine erfüllte Verheißung, wie der Anbruch der Ewigkeit. Mag auch der Leib noch zucken und beben, die Seele greift schon leis nach einer goldenen Pforte, um heimzukehren in ein unermeßliches, klingendes Licht.

Ein tiefer Seufzer weitet die Brust des Sterbenden. Kraftloser denn vorher senkt sich sein Haupt. Der Priester aber fällt auf die Knie und betet dem Verscheidenden die letzten Gebete vor. Ihm rinnen die Tränen herab, und ein tiefer Friede überkommt ihn: „Jesus ... Jesus ...!" Da streckt sich der gekreuzigte Mann mit knackendem Ruck und fällt in sich zusammen. Er ist vorbei. Die scheidende Seele aber nimmt als Letztes von der Erde die Worte des Knienden mit: „Bruder, wenn du in Sein Reich kommst, gedenke meiner!"

Don Fernando erhebt sich und malt dem Entschlafenen ein Kreuz auf Stirne, Mund und Brust. Er ist zurückgekehrt zu seinem eigenen Schicksal und macht sich nun daran, seinen Heimweg fortzusetzen.

Eugen Oskar Rindt.

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Der Bauer Schlaghölter ging verdrießlich, nur noch leicht auf seinen Stock gestützt, durchs Haus. Er war in schlechter Stimmung und hatte überall was auszusetzen und zu nörgeln. Dem Hund, der sich schweifwedelnd an ihn drückte, gab er unwirsch einen Tritt, daß er sich heulend mit eingeklemmtem Schwanz fortschlich.

Die Novemberstürme, die draußen mit unguten Händen die Linde zausten, daß die abgerissenen dürren Zweige nur so flogen, machten seine Laune auch nicht besser.

„Verwünschte Geschichte!" brummte er. Aber es ging nicht anders — der Knecht mußte fort. Das könnte ihm passen, daß so ein hergelaufener Hungerleider, den er aus purer Gutherzigkeit in sein Haus genommen, mit seiner Tochter anbändelte!

Hm . . . nee, das tat der Knecht eigentlich nicht: er war still und bescheiden, nahm sich nichts heraus. Aber daß er die Lena gern hatte, das konnte ein Blinder sehen.

Und das Mädel erst! Ging wie verträumt umher, wurde rot, wenn sie mit dem Lorenz sprach, oder auch bloß ihn ansah.

Na, der Bauer kannte sich aus. Ist doch eher ein brennend Licht zu verbergen als die Liebe. Verrücktes Mädel! So 'ne dumme Deern! Was die sich wohl denkt? Blitzem noch mal! Ein Kerl, der vielleicht Gott weiß was auf dem Kerbholz hat — und sein einziges Kind? Nein, da hätte er dem Mädel mehr Stolz zugetraut. Was von richtiger Bauernart ist, muß auf sich halten.

Ja, ja, leichter könnt' man einen Schwarm Bienen hüten, als so'n Mädel!

Er mußte dem Knecht kündigen! Und zwar bald . . . sofort . . . ehe das bei Beiden tiefer einwurzelte! War doch jetzt bloß alles noch so obenhin, so 'ne „Schwärmerei", wie sie's hießen. Aber wenn man das wachsen läßt, geht's oft in den Grund. Das ist dann zäh, tief wie Queckenwurzeln; die kann man auch nicht aus dem Boden kriegen.

Finster zündete der Bauer die kaltgewordene Pfeife wieder an und ging in den Hof. Eben riß der Wind ein paar lose Dachziegel von der Scheune. Klirrend fielen sie ein Stück weiter zu Boden und zerschellten.

Den Lorenz in Wind und Wetter hinausjagen? Der Winter kam. Hart war es. Hart. Er würde keine Arbeit bekommen können . . .

Und — und . . . schön gehandelt wäre das auch nicht. Nee, wahrhaftig nicht!

Zum Kuckuck, der arme Mensch hatte ihm aus der Not geholfen, hatte treu und fleißig gearbeitet.

Der Bauer war gestern mit seiner Frau über die Felder gegangen. Stand alles tadellos in Ordnung! Die junge Saat kam schon grün aus dem Boden. So einen guten und willigen Knecht bekam er nicht mehr — — und einen so billigen auch nicht! mußte er gegen seinen Willen denken.

Es wurde dem Bauern unbehaglich. Gern tat er nicht, was doch getan werden mußte. Aber sein einziges Kind — da mußten alle dummen Bedenken schweigen.

Gleich heute wollte er ihm kündigen, und in vierzehn Tagen war seine Zeit um.

Nein, heute noch nicht — morgen. Oder übermorgen — wenn sich gerade eine gute Stunde bot. Es mußte sein. Nur nicht weich werden!

20.

Wie betäubt stand Lorenz vor seinem Brotherrn. Nun war er doch gefallen, der Schlag, den er unbewußt immer erwartete, vor dem er heimlich gezittert hatte.

Er stand noch immer stumm. Die Arme hingen schlaff herab.

Verstört, wie blöde, sah er vor sich hin. Reglos. Fast stumpf.

„Nimm es nicht quer, Lorenz," begütigte der Bauer mit unbehaglichem Gefühl und räusperte sich mehrmals — es war ihm wohl was in die unrechte Kehle gekommen. „Schau, mußt es doch selbst einsehen. Ist jetzt stille Zeit. Die Arbeit ist getan. Ich bin wieder gesund. In der Stadt kriegst du leicht Arbeit als Schreiner; das hast du ja gelernt, wie? Ein fein Zeugnis geb ich dir auch. Und — ja, auch noch einen Monat Lohn weiter. Na, steh nicht so da, Lorenz. Sei vernünftig."

Lorenz nickte nur gleichgültig. Es war ja alles so einerlei.

Plötzlich lachte er laut auf und lief ohne ein Wort aus der Kammer.

Kopfschüttelnd sah der Bauer ihm nach und stopfte dann erleichtert sein Pfeifchen.

So, das war überstanden. Wenn jetzt nur die dumme Deern vernünftig blieb! Sie hatte ihn so seltsam weh angesehen, als er ihr das von der Kündigung sagte.

Und auch die Frau hatte vorwurfsvoll gesagt: „Christian, is das der Dank für all die treue Arbeit von dem armen Menschen?"

„Dummes Weibervolk," brummte der Bauer in sich hinein und riß heftig ein Streichholz an, das es splitterte.

Nun, es waren noch vierzehn Tage, bis dahin wür-

den wohl alle sich beruhigen.

Aber der Tochter gerötete Augen schafften ihm doch Unbehagen.

„Ich geh auf ein paar Stund' zum Schultenbauern, Hanna," sagte er vor Abend zu seiner Frau. „Muß doch langsam wieder die Nachbarn aufsuchen. Hat mich ja oft besucht, der Schultenbauer; da muß man sich jetzt wohl mal sehen lassen."

„Ja, is gut. Und kuck dir dort mal die Zentrifuge an, Christian, ob wir nicht auch so ein Ding anschaffen können. Wenn der Lorenz fort is, hat Lena so viel mehr Arbeit, da kann sie sich nicht mehr die Zeit für das Buttern nehmen." Vorwurf klang aus der Bäuerin Stimme. „Ich zwing die Arbeit dann auch nich mehr. Oder ob wir lieber gleich an die Molkerei liefern?"

„Ja, ja, will's mal überlegen und besprechen. Ansehen kann ich mir dat Ding ja mal," gab er hastig zurück und stapfte davon, noch ein wenig humpelnd und schwerfällig.

Beim Abendessen legte Lorenz nach zwei Minuten seinen Löffel hin. „Ich geh in den Schuppen; es ist noch was an der Karrendeichsel zu flicken. Gute Nacht."

Und ging hinaus, ohne jemanden anzusehen.

Still saßen Mutter und Tochter nach dem Geschirrspülen am Tisch. Ein Korb mit zerrissenen Strümpfen stand neben ihnen. Schweigend arbeiteten sie.

Die Frau seufzte zuweilen leise auf, wenn sie der Tochter jetzt so blasses Gesicht und die verweinten Augen sah.

Draußen bellte Sultan, der Kettenhund, auf; es kam ein Schritt über die Diele.

Gleich darauf trat mit „Gu'n Avend tosammen" die Gerhards Lies ein, die früher lang auf dem Hofe gedient und den Schultenbauers Tagelöhner geheiratet hatte.

Sie kam die Bäuerin um Rat fragen wegen einer schlimmen Hand. Sie hatte den schmerzhaften „Umlauf" daran.

Die Bäuerin hatte damals doch die gute Salbe gehabt? Nicht? . . . Und sie verstände das Verbinden so gut. Ja.

Bereitwillig gab Frau Schlaghölter Rat und Hilfe. Dann saß die Lies noch bei einer „Köppken Kaffee mit Beschütt" und erzählte der Frau von ihren Kindern.

Lena stand unschlüssig auf.

„Ich will dem Sultan einen Sack in die Hütte legen, Mutter," sagte sie. „Er hat vorhin so gewinselt; wird kalt haben."

„Ja, dat tu, Kind. Nimm von den alten Kartoffelsäcken, die sind weich; 's wird sicher frieren die Nacht."

Sultan wedelte mit seinem buschigen Schwanz und leckte dankbar die Hand, die ihm die warme Decke und ein Bund Stroh in seine Hütte schob.

Dann stand Lena mitten im Hof und preßte die Hände gegen die Brust. „Du Armer! Du Armer!"

Drüben vom Schuppen her kam ein schwacher Lichtschein durch den Türspalt. Dort arbeitete Lorenz wohl an der Deichsel.

Aber sie hörte kein Hämmern und Klopfen. Alles still. Er war sicher schon fertig und saß traurig da.

Zögernd, wie von einem innern Drang getrieben, ging sie langsam dem Schuppen zu. Ein warmes Wort durfte sie ihm doch geben. Das hatte er verdient . . . .

Wie seltsam hatte er ins Leere geblickt! So starr — so abwesend — — —

Sie öffnete die Tür. Eine Wagenlaterne gab spärliches Licht in dem dunklen Raum. Lorenz Graf saß auf der Deichsel und starrte finster vor sich hin.

Neben ihm auf der Erde stand der Werkzeugkasten; die Säge lehnte an der Wand.

„Lorenz!"

Er sah nicht auf. Was wollte sie noch? In Ruhe lassen sollte man ihn!

Sie trat einen Schritt näher. „Lorenz . . . es tut mir so leid."

Da hob er den Kopf — und sie erschrak vor dem hartverbissenen Ausdruck seiner Züge. War das noch derselbe Mann von gestern?

„Es tut mir so viel leid," murmelte sie wieder.

Er lachte kurz auf. Leid? Weshalb? Um so einen wie ich ist es ja nicht schad. Der hat seine Dienste getan. Man braucht ihn nicht mehr — na, so jagt man ihn einfach wie einen Hund auf die Straße."

Sie wurde noch bleicher, ihr Atem ging gepreßt.

„Nein, nein — — so ist es nicht," hauchte sie hilflos. „Der Vater ist bloß . . ."

„Ja, so i s t es!" unterbrach er sie schroff. „Der Heimatlose ist euch unbequem geworden. Erst laßt ihr ihn warm werden bei euch — daß er zuletzt denkt, er hätt' ein bissel Heimat gefunden. Und dann stoßt ihr ihn wieder hart von der Schwelle! Ohne Mitleid! Hah, so einer, so'n Vagabund und Landstraßenbruder, der soll sich doch nicht einbilden, daß er zu ordentlichen Leuten gehört! Mag er zum Teufel fahren! . . . O ihr selbstgerechten, braven Leute ihr!"

Sie lehnte schwer an der Wand. Ihre Hände tasteten nach einem Halt.

„Wirst es ja jetzt wissen," knirschte er erbittert, „was ich für einer bin. Gesessen hab ich! Ehrlos bin ich!"

Ja, sie wußte es. Der Vater hatte es gesagt.

Du lieber Gott, um was Schlimmes konnte das doch nicht gewesen sein — vielleicht gewildert, wie so manche Burschen tun? Das war noch nichts Ehrloses. Warum sollte daran das Leben des armen Menschen zerbrechen?

Sie suchte nach einem Wort. Aber ein Schluchzen würgte in ihrer Kehle.

„Du bist nicht schlecht, Lorenz, brachte sie endlich mühsam hervor.

„Nicht schlecht?" höhnte er. „Was weißt d u davon? Ein Elender bin ich, ein Geächteter. Einer, dem die ehrenhaften Leute auf hundert Schritt ausweichen, haha!"

„Sprich doch nicht so, Lorenz," flehte sie erstickt.

Aber er hörte nicht. „Was tust du noch hier?" rief er heiser. „Geh doch, geh! Du gehörst zu ihnen. Ich brauch dein Mitleid nicht! Will es nicht! Wenn du wüßtest, wer ich bin, du würdest nach mir stoßen wie alle — alle. . ."

Mit dem Fuß stieß er den Werkzeugkasten fort, daß Hammer, Zange und Nägel umherrollten. Sein Gesicht war verzerrt von Wut — und Schmerz. Die Fäuste hatte er geballt.

„Lorenz!" rief Lena weinend, „Lorenz, verdiene ich das?"

Er kam zu sich.

„Nein, du nicht. O, du nicht! Du bist immer gut gewesen. Oh, oh — — —" Er legte plötzlich die Arme auf das Wagenrad und den Kopf darauf. „Lena! Lena!"

Sie stand erschüttert. Zag faßte sie nach seiner Hand, die er ihr willenlos ließ.

„Lorenz . . . nicht weinen . . . Ich kann's nicht sehen — es schneidet mir ins Herz . . ."

„Lena, ach Lena! . . . Gott, o Gott, nun fängt das elende Leben wieder an! Ich war im Himmel; nun kommt die Hölle wieder. Es ist alles vorbei. Ich hätte ein anderer Mensch werden können, wenn du . . . Lena, wenn du — —. Laß meine Hand los, Lena! Du würdest dich mit Entsetzen von mir wenden, wenn du wüßtest, wer ich bin!"

Sie zitterte. Ihr Herz schlug wie rasend.

„Ich weiß nur, daß du unglücklich bist, armer Lorenz!"

Er richtete sich plötzlich auf. „Dich will ich nicht betrügen, Mädchen, dich nicht! Hör zu, Lena; ich muß es ein einzig Mal einem Menschen sagen. Und dann — dann geh'!"

Eine fürchterliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Was würde sie hören?

Er glitt von der Deichsel herab und wich die Wand entlang bis ins Dunkel zurück.

Die ganze Qual seines Lebens reckte sich vor ihm auf. O Gott, seine reine Kindheit, sein armes zerstörtes Leben!

„Ich w a r schuldlos," begann er dumpf, „war ein armes vaterloses Kind, rein und arglos. Aber sie haben mich zertreten wie ein Unkraut, mit Steinen mich geworfen. Haben mir alles genommen . . . meine Seele gemordet. Bis ich schlecht und böse wurde — wie ein Raubtier. Die Menschen haben mich so gemacht! O ich hasse sie alle! Alle!"

Und nun quoll all die jammervolle Not seines Lebens aus ihm heraus. Sie schrie aus seinen haßvollen Worten; sie weinte aus seinen leidenschaftlichen Anklagen.

Dann schwieg er erschöpft. Dumpfes Schweigen sank auf die zwei Menschen herab.

Wie erstarrt lehnte das Mädchen da. Entsetzen schüttelte sie. Wehe Erschütterung, Erbarmen — und Liebe.

„Du Armer, du Armer!" schluchzte wieder ihre Seele. O was hatten die Menschen an ihm getan! Und wenn er gefrevelt hatte — andere waren schuld, andere—.

Sie hatte ihn heimlich geliebt. So traurige Augen hatte er immer gehabt. Aus Mitleid war die Liebe geboren. Das war ein fruchtbarer Boden. Darum war sie heilig und brach in dieser bittern Stunde nicht zusammen.

Ein Schluchzen bebte durch den Raum.

Mit einem Schritt war Lorenz Graf bei ihr. Fassungslos starrte er.

„Du weinst Lena? . . . Lena, du wendest dich nicht mit Abscheu von mir? . . . Lena, Lena, du weinst? . . . Weinst du um mich?"

„O Lorenz, was hast du gelitten — was haben die Menschen an dir gesündigt! Mein armer, armer Lorenz!"

Das zerbrach den Mann. Er sank an ihr nieder, drückte den Kopf an ihre Knie.

„Lena . . . Lena — — — so bist du mir gut? . . . Hast den armen, armen, verlassenen Menschen lieb . . . trotz allem? O Gott im Himmel — sag, Lena!"

Sie neigte sich zu ihm, ihre bebende Hand glitt über sein Kraushaar.

„Ja, Lorenz — ich hab dich lieb — trotz allem . . . Steh auf, Lorenz . . . steh auf. — Ach wir armen Menschen!"

„Lena! Lena!" Ein Laut — halb Jubel, halb tiefste Qual. „Dank für dies Wort . . . . ! O du . . . du! Lena — diese Stunde . . . löscht Jahre des Elends aus."

Er erhob sich und zog sie neben sich nieder auf die Wagendeichsel. Dort hockten sie wie zwei erschreckte Vögel. Er wagte es, sanft ihre Schulter zu umfassen — da legte sie den Kopf an seine Brust und weinte sich aus.

Still war's . . . ganz still. Er beugte sich herab und preßte die Lippen auf ihr Haar. Ihren Mund zu berühren getraute er sich nicht.

Durch die Stille kam seine Stimme; sie klang wie zersprungen:

„Ich hätte ein guter Mensch werden können. Sieh, Lena, es liegt oft in einer Wiese ein großer Stein — noch diesen Sommer fand ich in eurer Bachwiese, als ich den zweiten Schnitt mähte, so einen schweren Stein; der hat wohl noch vom vorigen Jahre da gelegen. Ich habe ihn umgewendet. Und darunter lagen die armen Pflänzchen und Gräser niedergedrückt — lange, blasse Triebe. Sie haben gehungert nach Licht und Sonne, Lena . . . . haben einen Ausgang gesucht. Heben konnten sie ihn nicht, die Last war zu schwer. Krank und gelb waren die zerdrückten Halme — aber sie lebten noch! In der warmen Sonne haben sie sich langsam aufgerichtet — — — Ach Lena, so ein Stein hat auch auf mir gelegen! Nein, es ist nicht alles schlecht in mir. Als ich zu euch kam, Lena, da hab ich erst mich still geduckt — ich hatte Angst, das Plätzchen zu verlieren. Aber dann . . . da ist das Böse von mir abgefallen. Ich wollte gut sein — um deinetwillen gut sein, Lena! Für dich hätte ich alles, alles getan — —" Er schluckte krampfhaft. „Lena, wenn du mein sein wolltest — mein guter Engel —. Ich könnt' ein guter Mensch sein!" Und dann ganz leise, wie erschreckend vor dem eigenen vermessenen Wort: „Lena . . . wenn . . . wenn du mein Weib sein wolltest . . . Die Welt ist weit, wir könnten fortgehen, ins Ausland, wo uns keiner kennt. Ich hab gesunde Arme. O ich wollt arbeiten für dich — —. Lena, sag ein Wort . . . ."

Sie sah ihn traurig an. Ach Gott, es war ja kein Weg! Sie konnten nie zueinander kommen.

Mühsam sagte sie: „Stände ich allein, Lorenz, ich wollte dir folgen. Aber meine alten Eltern — sie werden es nie zugeben . . . . Es kann nicht sein . . . ."

Da sanken seine Arme herab. Er biß die Zähne zusammen. Blutwellen jagten in sein Gesicht.

„Ich hätt' es wissen können," sagte er hart. „Ein entlassener Zuchthäusler! Du müßtest dich ja meiner

schämen!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Nein, nein, nicht darum! Was kümmern mich die Leute! Ich weiß, wie viel Gutes und Edles in dir lebt. Nicht du bist schuld. Gott mißt mit anderm Maße. Aber — ich bin ihr einziges Kind! Darf ich sie verlassen? Ihr Herz brechen?"

„M e i n Herz aber brichst du!" rief er bitter.

Sie verkrampfte die Hände. O Gott, wie hart war der Kampf.

„Lorenz, hör' mich an. Ich war immer schwach und kränklich, meine Mutter hat mich Jahre hindurch mit Liebe und Sorge umhegt. Jetzt ist sie alt, ist selber krank. — Kann ich sie allein lassen?... Kindespflicht war zuerst da — —. Lorenz, wir müssen entsagen! Für uns gibt es kein Glück, kein Zusammenkommen."

Er stöhnte. Das Blut rauschte ihm wieder zum Herzen zurück. Fahl war sein Gesicht. Dann stand er jäh auf.

„Laß nur. Es ist gut. Ich hätte das wissen können."

Sie umklammerte ihn. „Geh nicht fort — nicht s o fort, Lorenz! Sei nicht ungerecht. Wir wollen erst ruhig werden. Es sind noch vierzehn Tage; da kann sich manches ändern. Du hast mich deinen guten Engel genannt: Laß es mich sein! Ich will alles tun, um dein Leben freundlicher zu machen — wenn es denn nicht glücklich sein kann!... Es läßt sich eine Stelle finden. Mein Patenonkel hat in Holland einen Bruder, der ist Schreiner; vielleicht... O Lorenz, sieh nicht so finster, versteh mich doch!"

Er riß sich los. „Spar' deine Worte. Die sind billig. Trug ist deine Liebe! Laß mich nur versinken. Was liegt an so einem!"

Sie taumelte fast zurück, tastete nach dem Wagenrad.

Da lag er auch schon vor ihr auf den Knieen.

„Lena, verzeih! Ich bin ein Untier. Verzeih mir, du — du Liebe .... Liebstes, Liebstes — — meine Lena!"

Seine Küsse brannten auf ihren Händen, ihren Lippen — — —

Dann ging die Schuppentür. Lena war allein.

Lange saß sie starr da. Mit schweren Füßen schleppte sie sich endlich über den Hof.

Auf den Dächern lag schon weißer Reif.

Sie nickte. Ein Reif hatte die späte Herbstrose getroffen — da mußten ihre Blätter in alle Winde zerflattern.

21.

Leb wohl! Es will kein ander Wort
Mir über die Lippen steigen.
Ein Druck der Hand, ein letzter Blick —
Nun laß mich ziehen und schweigen.

Du stehst am Wege und winkst mir nach
Und rufst: Auf Wiedersehen!
Ich darf's nicht sagen und weiß es doch,
Daß nimmer es kann geschehen...

Das Schäflein läßt an der Distel, am Dorn
Ein Flöckchen wie weiße Seide —
Leb wohl! Ich lasse bei dir zurück
Ein Tröpflein Herzblut — und scheide.
—H. Heimanns.

Ungut waren die Stimmen der Nacht, die in Lenas Schlafkammer hineinrannten. Sie waren fordernd, aufreizend, böse; sie waren drohend und — traurig. Sie hatten die kalten Augen der unerbittlichen Pflicht.

Lena Schlaghölter hatte sich mit den Kleidern auf das Bett geworfen. Nur erst einmal ausruhen, das wildschlagende Herz zur Ruhe bringen!

Wirr taumelte ihr Denken durcheinander. Und wenn die heißbrennenden Augenlider müde zusanken, dann fuhr das Mädchen schreckhaft empor, als hätte einer ihr was ins Ohr gezischelt.

„Du sollst Vater und Mutter ehren..." Hatte das jemand laut gesagt?... Ach, das stand doch in dem alten heiligen Buch!

„Des Vaters Segen baut der Kinder Häuser, der Mutter Fluch aber zerstört sie von Grund aus..." Was sollte das? Sie wollte doch das Opfer ihrer Liebe bringen — wenn auch ihr Herz zerriß. Für die kranke Mutter tat sie es.

„Halte deine Mutter in Ehren alle Tage deines Lebens und betrübe sie nicht... daß du nicht ihr graues Haar vor Schmerz unter die Erde bringst." Nein, so hieß es nicht.... Oder doch?

Ach, nur schlafen können!

Wie mochte es Lorenz ums Herz sein? O du Aermster! Du Aermster!... Und hast im Grunde ein so reiches Herz... Und Märchenaugen... und Güte —. Nur verschüttet ist alles.

Ich hätte es wecken können. Alles könnte aufblühen. Mein Gott, warum, warum?

Wie laut die alte Kastenuhr in der Küche tickte! Bis hierher hörte man es. Weh tat's. Ach ja, der alte Spruch in der Uhr: „Jede Stunde verwundet, die letzte tötet...."

Bis dahin noch ein langer, steiniger Weg! Armer Lorenz!

Tat sie recht? Ein Menschenleben war in ihre Hand gegeben. In i h r e Hand! Sie war mündig. Wenn sie... wenn sie dennoch...

Was flüsterten die Stimmen der Nacht jetzt? „Sie liefen heimlich von Hause fort — und wußt' es nicht Vater, noch Mutter. Sie haben gehabt weder Glück noch Stern — sie sind gestorben, verdorben."

Nein! Nein! — Lena preßte die Hände gegen die Schläfen und stöhnte.

Dann richtete sie sich auf. Sie konnte doch nicht in den Kleidern bleiben! Aber sie sank wieder zurück. Ihre Glieder schmerzten; der Kopf brannte. Nein, still liegen bleiben.

„Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

Das war ja Wahnsinn! Was hatte das mit ihrer Liebe und ihrem Leid zu tun?

Die Stunden rannen. Auf der Diele rasselte eine Kuh mit der Kette.

War wohl die Rotbunte, die auch keine Ruhe fand.

Mochte wohl Schmerzen haben, das arme Tier. Es hatte sie mit den schönen dummen Sammetaugen so hilfeflehend angeschaut.

Ging nicht eine Tür?... Schritte auf dem Flur? ... Nein, sie hatte sich wohl getäuscht; das morsche Holzwerk knisterte oft so seltsam.

Schon der erste Hahnenschrei. Wenn sie doch Schlaf finden könnte! Morgen bei Tageslicht würde sich alles anders ansehen.

Sie dämmerte eine Weile dahin. Dachte halb traumhaft: „Wenn nur nicht der Lorenz .... Er sah so verzweifelt aus."

Wieder krähte der Hahn — und zum drittenmal. „Da ging Petrus hinaus und weinte bitterlich."

Mit einem Ruck saß Lena aufrecht. Woher kamen ihr all die entsetzlichen Gedanken? „Er ging hin und weinte bitterlich!" ... Lieber Vater im Himmel, nimm du uns alle in deine treue Hut!

Sie faltete die Hände und schlief endlich ein.

Aber die Stimmen der Nacht geisterten in ihre bangen Träume hinein.

*

Das bleiche Tageslicht schaute durch das Fenster, als Lena Schlaghölter emporfuhr. Unten rief man: „Lena! Lena! Wo bleibst du?"

Schon so spät? Schon Tag? Ungeduldig rissen die Kühe an den Ketten und muhten; sie wollten gemolken sein.

Lena sprang auf — und wäre beinahe gefallen, so weh tat ihr alles. Wie zerschlagen!

Als sie die Tür öffnete, stieß ihr Fuß gegen etwas — sie bückte sich und hob es auf. Es war ein hübsch geschnitztes Holzkästchen mit Lenas zierlich verschlungenem Namenszug in feinster Laubsägearbeit; innen mit blauem Sammet ausgeschlagen.

Sie zitterte — beinahe hätte sie es aus der Hand fallen lassen.

Lorenz! Er war fort!!! Das war sein Abschiedsgruß! . . .

Nur einen Augenblick stand sie wie erstarrt. Dann eilte sie, ohne die Schwäche nur zu fühlen, wie gehetzt hinunter und über die Diele hinaus. Die Kühe riefen, sie achtete nicht darauf. Nur schnell! Er konnte noch nicht weit sein! Vielleicht holte sie ihn ein. Wenn sie quer durch den Garten lief, schnitt sie ein Stück ab; jenseits führte die Landstraße an der Gartenecke vorbei.

Hastig riß sie das Pförtchen auf. Ein paar Schritt weiter, an der Ecke des Gartens, stand ein hohes Kreuz am Wegrand, von Bäumen umschirmt.

Und ein wenig weiter die Straße entlang ging einer — mit Bündel und Knotenstock.

Sie flog den Weg hinab. „Lorenz! Lorenz!" Seinen Arm umgriff sie, sank schwer gegen ihn.

Er stand steif, mit finsterm Blick.

„Geh wieder, Lena..." sagte er tonlos. „Du machst es mir nur noch schwerer."

„Lorenz, du darfst nicht so fort... Nicht so, Lorenz — nicht so! Wohin gehst du?..."

Er lachte schrill.

„Das fragst du noch? In Hunger und Kälte und Obdachlosigkeit — vielleicht dahin, wo ich herkam. Es gibt viele Wege ins Elend. Und — ins Zuchthaus.... Ja, erschrick nur. Was kümmert dich so einer noch? 's ist alles zerschlagen.... Lena, ein bißchen Sonne, dann hätte das verkümmerte Gute wieder stark werden können. Es soll nicht sein. Für mich soll keine Sonne aufgehen."

Er kämpfte mit wütendem Herzweh.

(Fortsetzung folgt)

Erntefest

Wagen auf Wagen schwankte herein,
Scheune und Böden wurden zu klein:
Danket dem Herrn und preist seine Macht!
Glücklich ist wieder die Ernte vollbracht!
Leicht wie das Leben, trotz Müh' und Plag',
Krönet die Arbeit ein festlicher Tag.
Seht ihr der Kinder fröhliche Schar,
Blühende Wangen, goldlockiges Haar?
Hört ihr sie jubeln? O liebliches Los,
Fällt ihnen reif doch die Frucht in den Schoß!
Wir aber furchen, den Pflug in der Hand,
Morgen aufs neue geschäftig das Land;
Ewig ja reiht nach des Ewigen Rat
Saat sich an Ernte und Ernte an Saat.

Arbeit ist die Entfaltung der uns von Gott verliehenen Kräfte. Sie ist die Vorbereitung zur Erhaltung unseres Lebens.

* * *

Wir stehen in einem großen in der göttlichen Weltordnung begründeten Organismus, in dem jede ehrliche Arbeit ihren Wert und ihre Bedeutung hat. Nur darf sie, sei sie körperlich oder geistig, uns nicht so in Anspruch nehmen, daß wir uns selbst verlieren.

Kein Weiser, kein Glücklicher, kein Edler war je ein Verächter und war je ein Spötter und Verneiner. Nur die innerlich Armen, Unfreien, Unfrohen vermögen zu spotten, zu lästern, zu verachten.

* * *

„Arbeiten sollen wir tun um unsere Wert- und Wesenssteigerung."

Paulsen.

MARIENBOTE

★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

Between You and Me . . .

Vol. XIV. August, 1946 No. 11

* Due to the rapid changes in the post-war period of re-adjustment, many a business firm has found it necessary to frequently go over its stock, its over-head, its income, its profit and loss, and has had to decide on some necessary and perhaps even some drastic action in order to better its standing or conditions. One of the things which each firm will certainly do is this — the salesmen will be urged to carry more of the load in keeping up the business.

The Marienbote faces changing conditions. It has been urged to take firm root in all districts and to enter into our Western homes. It has been encouraged to obtain new faces of type and to add more pages. All that it needs now is to make a direct appeal to its salesmen to contact new readers and subscribers. Who are its salesmen? It is true that there are a few agents here and there but its real salesmen are its readers. The Marienbote therefore appeals to each of you to ask at least one friend of yours to become its friend and reader too.

* A glance over the contents column tells us that we have quite a variety of topics this month. "Our Lady of the Snows" perhaps suggests a winter setting and season but it actually refers to the Feast which the Church celebrates on August 5.

* The secular press as well as the Catholic press of Western Canada have been giving the Centennial Celebration up at Ile a la Crosse some favourable notices. One would require many pages to really describe and picture the changes which have taken place in the North-West since the first Catholic parish was organized there. However, a brief note and picture fill all the space that is available.

* Alexander Scharbach is the author of a very interesting story "The Judge vs. Crime," which you will find on page 34. It is rather long but will help to while away an hour.

* "Anna, the keeper of the Castle," by Rosa Zagnoni Marinoni, is a well-written story of a girl's sacrificial love and devotion to her family.

* This is all for now. See you again during the harvesting. Au revoir.

* P.S.—Don't forget about asking your friend to subscribe. Thanks.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

Seasonal Thoughts

The Church vs. Paganism

The Pagan influence of the modern world has caused many Catholics to be more interested in the accumulation of wealth than in a Catholic Social program. They believe that their religion consists solely in going to Mass on Sundays and days of obligation, and in dropping a small contribution into the collection basket. During the rest of the week they live and act as thoroughgoing pagans. They repudiate the principle of the stewardship of wealth: they do not make it their business to see to it that their less fortunate fellow citizens receive the security, the measure of prosperity, which our social economy can provide for them.

The Catholic Church must bear as one of her heaviest trials and greatest hindrances to her success, the daily shame of her unworthy members. In the last two centuries the reactionary policies of many Catholics in both political and social spheres have added to the weight of the trials under which the Church has been forced to labour. Too frequently in even so-called Catholic countries have the supporters of the Church and the supporters of out-worn social and economic systems been one and the same.

Furthermore, this reactionary attitude on the part of so many of her members has been a stumbling block to the progress of the Church throughout the world. The Church, it has been made to appear, is for good or ill, irrevocably bound up with the past and the political and economic systems of the past. For socially minded and progressive citizens in many countries, to look to the Church for aid or guidance in laying the foundations for a more just social order has been made to appear absurd.

If we had followed the social program that was ours, and so ably proposed by the Popes, we should be today in the vanguard of the social movement instead of battling for our very lives with the doubtful help of reactionary allies. One of the most unfortunate sequels of this condition is that most people never advert to the fact that when Catholics are unprogressive it is in spite of the teachings of their Church, not because of them.

We may conduct monster Catholic rallies and impressive Communion-breakfasts. Our bingoes and raffles are usually most successful. But the fact remains that the world is rapidly moving toward either virtual anarchy or materialistic totalitarianism. The lay Catholic is failing to bridge the gap between his religious life and his secular life. He is failing to live as a complete Christian. For corroboration one has but to scan the daily press and note how Catholics utter divergent views on questions where there should be a common agreement. We have but to look around us to see that Catholics are avidly reading those very periodicals which attack the truly Christian way of life. While the world moves at an ever-swifter pace towards paganism, we move about softly so that we may offend no one.

It is true that Catholics are usually in the minority. But what a minority if we would be but properly geared for action! The power of the Holy Ghost is still with us! If the Third Person of the Holy Trinity inspired twelve ignorant men to go forth and preach the gospel that conquered a pagan world, surely with heroic Catholic effort our millions could roll back the powers of evil that engulf us.

The Catholic Church, a living organism, preaches and teaches a philosophy, a way of life. We are not being asked to die for the Catholic way of life — but merely to live it. Only in this way will we conquer the forces of paganism.

Our Lady of the Snows

By
WILLIAM J. McLAUGHLIN,
O.M.I.

August in Rome! The humidity stifles every human being. The heat shimmers on the pavement, scorching the soles of the barefoot youngsters who brave the noon-day sun. One sits back in what shade he can find and dreams of the delightful snow on the mountain peaks. Yet once it snowed in Rome in August! Impossible? Quite, except by a miracle — and this was such a miracle that the Romans still remember it, sixteen hundred years later.

No, I'm not dreaming, but John and his wife had a dream, and so did Pope Liberius. John was a Roman patrician who lived in the early part of the fourth century. Like the man in the fable, he had so much money he didn't know what to do. Having no heirs, he and his wife made a vow to leave their wealth to Our Lady. They prayed to her to make known the way they should dispose of their possessions.

On the night of August 4th, Our Blessed Mother appeared to them in a dream — and also to Pope Liberius—instructing them to build a basilica in her honor on a spot they would find covered with snow.

Find a spot in Rome covered with snow — in August? They did! The next morning, August 5, they found snow on the top of the Esquiline Hill. No, it was not a mirage. It was real snow — the sign that the Blessed Virgin had promised. Each year the Church commemorates the miracle on the fifth of August with the feast of the Dedication of the Church of Our Lady of the Snow.



Shrine of Our Lady of the Snows Oblate College, Battleford, Sask.

Our Blessed Mother got her church. It was destined to become one of the most famous in a city of churches. In the following century it was rebuilt and given the name of St. Mary Major, as the largest church in Rome dedicated to the Mother of God. Today it is one of the most beautiful churches in the city. Its ceiling is covered with the first gold brought to the Old World from America.

Thousands of miles from the Esquiline Hill, in the land of the Eskimos where you can find snow without looking for it, there is a mission chapel called Our Lady of the Snows. That is fitting your devotion to the environment, you say; the north country version of homage to Our Blessed Mother. Not exclusively so.

Here is how the chapel received its name. In 1932 Father Armand Clabaut, O.M.I., now Bishop Clabaut, decided to make a trip to Repulse Bay, some four hundred miles north of Chesterfield Inlet. Heavy ice usually thwarted the most heroic attempts of the missionaries to reach there by boat. For more than two years now a priest had not been able to visit the few Christians living there. Confiding himself to the protection of Our Lady, he left Chesterfield and reached Repulse Bay fifteen days later. The trip was worth while, for he baptized six Eskimo children and seven adults.

Leaving there later in June, Father Clabaut had not gone fifty miles when he was caught in the ice floes. Death was staring him in the face. His small boat was in constant danger of being crushed by the moving ice pack, while a blanket of fog made it impossible for him to tell what way he was drifting. With one hand on the tiller and the other fingering his rosary, he kept his lonely vigil day and night, praying for the miracle which alone could save his life.

Forty-four days later the little boat succeeded in fighting its

way back to Repulse Bay. It was August 5, the feast of Our Lady of the Snows. Out of gratitude to Our Blessed Mother, Father Clabaut determined that the mission should be dedicated to her under that title; and so today on the northwest shore of Hudson's Bay there is a tiny mission chapel which bears the same name as Rome's great basilica of Our Lady of the Snows.

From Repulse Bay devotion to Our Lady of the Snows has spread to many parts of the Oblate world. The appeal of the devotion is obvious. One instinctively associates the purity of the falling snow with the spotless purity of the Immaculate Mother of God. Then too, the snow is symbolic of the constant fall of graces which comes to us each day from Mary's hands. These graces she showers upon us in particular abundance when in time of spiritual or physical danger we turn to her like Father Clabaut, rosary in hand.

(A shrine of Our Lady of the Snows has been erected by the Oblates of St. Mary's Province in the chapel at Battleford, Sask. A perpetual Novena is conducted there before a beautiful painting depicting Mary, Child in arms, showering graces upon the missions. Surely all who invoke her under the title of Our Lady of the Snows can be certain of Mary's loving protection and constant intercession. Ed.)



Cardinal Villeneuve, O.M.I., at Ile A La Crosse Centennial

On June 30 and July 1, the Ile a la Crosse Centennial celebrations, taking the form of colorful pageants and open-air Celebration of Mass and a varied programme, paid tribute and homage to the memory of the ecclesiastical founders of the first Catholic parish in Canada's north-west, Fathers Tache and Lafleche. These two Oblates were not the first white men to visit the district nor even to found the first settlement upon this spot. Long before the year 1846, fur-hunting coureurs des bois had already given the settlement its name after watching district Indians playing the game of Lacrosse.

Cardinal Rodriguez Villeneuve, O.M.I., Archbishop of Quebec, and other church and state dignitaries arrived by seaplane, to be greeted by Indians in canoes powered by motors. In the above picture one of the Indians is seen kissing the Cardinal's ring. More than 1500 Indians from camps up to 125 miles away pitched their tents about the mission and took part in the celebrations.

The Judge vs. Crime

By ALEXANDER SCHARBACH

IN the stuffy little justice of the peace office, the Judge rocked back and forth in his squeaky swivel chair. He was holding a desk phone and listening with a concentration that made little wrinkles gather above his serious eyes.

"I know that, but listen, I—" He tried to halt the torrent of words pouring into his ear. "I just can't take on a charity job like that right now. Blazin' cartwheels, don't you realize that the bank's been robbed? Say, I've got my hands full."

As the voice at the other end of the line suddenly became gentle and submissive, the Judge tugged at his shirt collar and squirmed to the edge of his chair. The usual smile lines of confident good humor changed to furrows of gloom. "All right, hang it all, I guess it's up to me," he exclaimed. "But this is the last time. Now get that. The very last time. All right, all right! You're holding up the execution of justice in this court."

The Judge hung up and gloomily stared across at the grinning young sheriff who sat in front of the battered old desk and next to his prisoner.

"Well, Judge, what did they hang on to you this time?" the sheriff asked with an impudence that came from a deep, warm respect for the older man whose record for charitable work was equalled only by his success as the town's justice of the peace.

"Those women, bless 'em," the Judge muttered. "Shoving that job of chairman for the money raising campaign for the pastor's new house off on me."

His long, brown hands were digging into the large can of tobacco standing near the edge of the desk.

"Wilkins, you don't deserve to win re-election as sheriff. Where's my pipe? Had it here just a minute ago. How are we going to catch bank robbers when I can't even find my pipe?"

Sheriff Wilkins nodded toward the papers littering the desk. "She's under there, Judge. Wonder you couldn't smell it!"

The Judge was smiling now. With the first puff of his beloved pipe his troubles and gloom seemed to float away with the cloud of smoke to the dingy, stained wallpaper on the ceiling. With renewed interest, the Judge looked at the prisoner.

The short, round-cheeked little man, whose loud checkered suit and tan shoes suggested theatrical connections, sat up indignantly in his chair.

"Say, I thought this dump was a court," he protested. "What's holdin' up the show?"

With a crash, the Judge brought his feet to the floor.

"After you helped your gang rob the bank last night why didn't your pals take you along?" the Judge demanded.

"I never had a thing to do with that bank robbery here last night!" the prisoner protested again.

"What's your name, you say?"

"Benny Miller, y'r honor. Like I tol' yuh, 'Benny Miller and his Dixie Landers,' was the way I used to be billed."

"You want an attorney?" the Judge asked. "Your privilege, you know."

"Don't need none. I ain't robbed any bank."

The Judge went on grimly, "The bank that holds everybody's hard-earned money around here was robbed last night around two o'clock. They blasted the door with TNT and cleared out with about seven thousand in cash and that much more in bonds."

"No fingerprints, no clues, no nothing to go on," Sheriff Wilkins complained. "And me up for re-election with them blasted Republicans out to get me licked."

"Benny, have you ever been in this town before?" the Judge asked.

"Nope. The Dixie Landers wouldn't play in a dump like this."

The Judge blew out an enormous cloud of smoke.

"This is a lawfully constituted court; the prisoner will be careful with his language," the Judge warned. "But if you have never been here before, how come that you show up here on the night that the town has its very first bank robbery?"

"Just my luck," Benny moaned. "I would get in a boxcar that was headed for this burg."

"The guy was sleeping in one of the cars that

the midnight freight sidetracked last night, Judge," Sheriff Wilkins offered.

"When did you find him?"

" 'Round about three. Right after I could get away from the bank and finish telephoning the state police and everybody to be on the lookout for anybody suspicious. Wish to hemlock I'd been able to get a crack at those bandits."

The Judge spoke dryly: "They'd probably have either shot you or knocked you out the way they did old Pete, the night watchman." He whirled to attack Benny Miller. "Benny, I think you'd better tell us where you came from and why you left. Then we can check up on you."

Benny was amiable. "Sure, y'r honor. I hopped that freight at Seattle an' was headed for 'Frisco. I'd heard of a chance to get back on a circuit. I been on a vacation, a kind of forced one though."

"That show business is straight enough, Judge," Wilkins said. "I wired some theatrical agents and got some dope on Benny here. He's been a trouper in his day all right."

"My day! What you mean by that noise?" Benny protested. "Maybe I ain't played a decent show job in a year. What's the diff? You watch this."

With a leap, Benny was out in the middle of the office floor and tap-dancing away with a vigor and snap that made the dust fly and the building shake.

The Judge watched the dance with a judicious, thoughtful eye.

"How's that?" Benny panted in triumph as he finished.

"The Court has an idea," the Judge said soberly. "Benny Miller, please stand up."

With some bewilderment and distrust, Benny watched the Judge lay down his pipe and square his shoulders in the chair.

"Considering the strange coincidence of your being here in this town on the one night in forty years that this city has a bank robbery, and considering that your appearance arouses suspicions in the Court's mind, the Court wishes to hold you until all angles of your story can be tested. The charge will be vagrancy and no visible means of support. Under the circumstances, the Court sentences you to thirty days but is paroling you to the sheriff of this county."

For a minute Benny's face was glum. Suddenly it brightened.

"That's okey with me, y'r honor," he agreed. "Anyway you're going to have to feed and bed me for a month."

The Judge smiled. "You'll earn your keep, mister. As newly appointed chairman for the drive to build a new parish house, I'm asking you to co-operate by helping me put on a minstrel show as a benefit."

Benny was jubilant. "That's right up my alley, Judge!"

Sheriff Wilkins tried to object. "But Judge, I'm supposed to catch these blasted bank robbers. I can't play nursemaid to a minstrel show. And then there's the election comin' up.'

The Judge's voice was serious but kind as he rose and put his arm around the young sheriff's shoulders.

"Son, we're going to get those bandits. But right now, since we have Benny Miller of Benny Miller's Dixie Landers as our special guest, I think that we can kill a few birds with one stone. Anyway, with two stones. Now let's go eat, son."

* * *

That same cold December evening as the Judge walked home from seeing Pete in the hospital, he was thinking of the town, the bank robbers, and Benny Miller.

The Judge loved his town and the people in it. He wasn't the professional booster kind who shouted extravagant superlatives about having the best of everything. No, that wasn't like the Judge. He showed his interest by visiting you when you were sick or having trouble. He would help you pick string beans in the garden; he would lend you insurance money without interest if he thought you were too hard pressed. You would see him talking to the children about their dogs and their warts. He would even umpire a sandlot baseball game.

Strangers, evil strangers, had invaded his town and despoiled things sacred. Even though the money stolen was covered by bank insurance, the sense of violence, of wrongdoing still clung to everything.

Pete, with his thin, straggly moustache, had looked so frail and white as he lay on the hospital bed.

As the Judge turned in to his yard, he was still trying to find some connection between the bank robbery and Benny Miller.

"H'ya, Judge," a high pitched, nasal voice called from the front porch.

Benny Miller! The Judge felt suddenly cold.

"Good evening, Benny," he said. "I suppose you're waiting for my committee to arrive and talk over our plans for the charity minstrel show?"

"You said it. I'm just runnin' over with ideas for the show. We can use all the gags that Dixie Landers used to knock 'em dead with. Get ready to make a killin' for that new parish house!"

As he listened to the little hoofer ramble along about some famous names and places in the

show world, the Judge kept wondering about this stranger.

Was his story of riding in the wrong freight train true? Had he really slept in that boxcar from midnight until after the robbery? The Judge kept his eyes and ears open for Benny to commit himself. But with every word and friendly gesture Benny made a good impression that was almost proof of the injustice of the Judge's suspicions.

On the following morning the Judge discussed some details with the sheriff.

"What did the insurance company men say about this all?"

"It was an old-timers' job. They were experts and they took their time," Wilkins replied.

"They find anything?"

"Naw, but you should've watched them city detectives go over that bank and the street. They examined every inch. Even looked for fingerprints on the floor. Didn't do 'em a bit of good. These old-timers used gloves."

"How about Benny Miller?"

"They talked with him last night and rechecked my telegrams. But everything was on the up and up with Benny. He's a little nutty about stage shows maybe, but he ain't a bank robber."

"What do the insurance people intend to do?"

"Well, they offered a ten thousand dollar reward. This is the third bank robbery in a row. Looks like the same outfit."

The Judge nodded thoughtfully. "If you could solve this robbery, son, you wouldn't have to worry about the re-election."

"You said it, Judge. Me and Annie would be gettin' married right now. I've just about got the folks' place all clear," the sheriff said with great fervor.

"Now listen, son — just what do you think of Benny's story?"

The sheriff jumped to his feet and laughed.

"Benny's out of the case, Judge. Don't waste any time on him. But go ahead with your detectivin'. I'll get 'em if you'll point 'em out. Sure wish I knew how to fingerprint, though."

The Judge reached for his pipe. "I'm afraid it wouldn't do you much good in this case. We've got to use our eyes and our ears and our heads this time."

"Nobody to use 'em on."

"Try Benny Miller."

"Aw, forget him, Judge. He's a good egg. He's gone ahead and given Annie the leading part in one of those features of the show. She's going to sing. Ain't that swell? She's sure tickled."

The Judge tried to feel the younger man's confidence. It was torture to suspect evil of a frank, open man like Benny.

But several weeks later while he was on his way to the hall above Mitchell's store, where Benny's minstrels were rehearsing, the Judge was still unsettled and puzzled. Yet he had no additional reason to doubt the enthusiastic showman.

What connection, if any, could there be between Benny and the bank robbery? He must be innocent, but was it all the coincidence that Benny insisted it was?

As he started up the steps of Mitchell's store, the Judge could hear such singing and dancing that he felt young again. That was the spirit of a good minstrel show.

"Come on, you horn tooters, make it hot so we can get some pep into this dancing," Benny was shouting as the Judge entered the darkned rear of the hall.

His sleeves rolled up, his shirt collar wide open, his fat face red and glistening with perspiration, Benny was driving his troupe as though he were being paid a thousand dollars for the direction of the charity show.

"You're a mighty hard worker, Benny," the Judge admitted as he later stood beside the energetic little fellow.

"Take a breather, you hoofers," Benny shouted to the troupe and then turned to shake hands with the Judge.

"Glad to see yuh, Judge. Gonna have a purty nice show here. Ought to bring in a nice lot of dough. Good gang of kids to work with," he gasped, breathing hard.

"If it's a good show, it's on account of you," the Judge said with genuine sincerity. It was hard to be suspicious of a cheerful, half-pint fellow like Benny.

"Aw thanks, Judge," Benny replied modestly. "But you know I'm glad now that the sheriff picked me up in this burg. After not doing any show work for six months now, I'm gettin' back into the swing of things again. I'm even workin' out a new routine and some new patter. You're a real life saver, Judge."

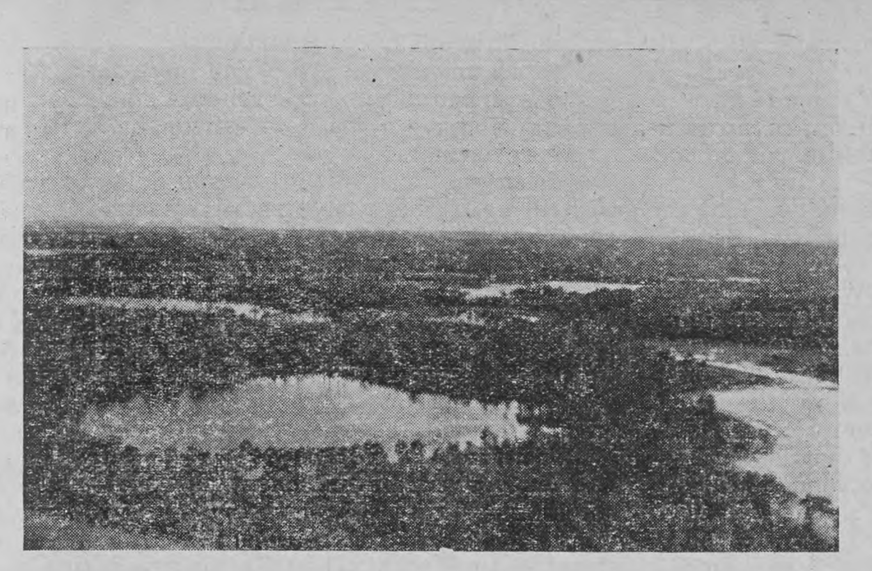
The Judge looked down into the big, frank eyes that gazed up at him.

"It's a fact, Judge. You done all right when you stuck me in hock here."

"I hope so," the Judge said gravely.

"Well, we've got to hit the ball again. Glad you came up. Drop by again next week for the final rehearsals."

Benny jumped back onto the stage. As he did so, a folded newspaper fell out of his hip pocket. It was wrinkled and worn as though Benny had used it for a baton. The Judge picked it up and laid it on the edge of the stage. His half curious gaze caught a peculiarity of the crumpled page. It was the town paper, he noted, and a half column of printed matter had been clipped out.



was made, "I know that there's a booking agency by this name in your city, but I want you to look up the record of Benny Miller for me. And then check up on the record of the agency. The sheriff may have forgotten that. It's just a chance."

Until the cuckoo in the clock on the wall popped out to announce midnight, the Judge sat at his desk and tried to figure out three things: Benny and the show, Benny and the robbery, and finally the strange sense of uneasiness and fear of something that was yet to happen.

Still fighting that feeling of approaching trouble, the Judge turned off the light and trudged wearily up to bed.

* * *

The Judge glanced at Benny who was then facing him.

Benny flushed a little and came running over. "Gosh, you'll probably think I'm gettin' the big head about this show," he explained. "But I cut out that clipping about me and the show to send to the agency that used to book me."

"A little glory is about all you will get out of this job," the Judge agreed. His lips lost their stern lines.

"Say, Judge, wait a minute, will you?" Benny hurried over to get an envelope from his coat draped over a chair. "Would you be kind enough to mail this letter to the agency on your way home?" His eyes were appealing. "I'll probably forget to mail it after all this rehearsing, an' I want to get it out in the first mail. It's about a possible job."

"Sure, I'll mail it, Benny," the Judge agreed.

He read the address on the envelope; it was that of the booking company that the sheriff had questioned about Benny.

"Just a second, Benny," the Judge said, taking out his purse. "Take this ten-spot and buy yourself some shirts and get your suit cleaned. You don't look so neat as you first did."

"Thanks, Judge," Benny said softly. "You're mighty white."

The Judge believed that letter to be important, and mailed it according to Benny's request. When he arrived home he put on his house slippers, turned on the radio softly, got out his pipe, and settled himself on a hard, straight-backed chair. He chose that chair because he could do his best analyzing sitting there.

Notebook in hand, he checked all the angles of this bank robbery. He went over them again, and then went to the telephone and called an attorney friend on long distance.

"Say, Clem," he began when the connection

"Look at the people still coming into this place, Judge. This show's going to make a killing," Sheriff Wilkins exclaimed.

He craned his neck to watch the smiling, expectant townspeople come pouring into the theater.

The Judge sat up tensely. "Who are all these strangers here — folks like that young fellow and his girl sitting down there ahead of us?" he asked.

"Them kids?" Wilkins slid deeper into his seat. "They're all farm people from fifteen or twenty miles out. Feelin' pretty good, too, ain't they? No wonder, I guess. Most of the harvest money is just coming in now. Suppose that's why so many people can afford to take in the show."

"Farmers spending harvest money," the Judge repeated. He slid to the edge of his seat and laid a firm hand on the sheriff's arm.

"Let's get out of here before the show starts," the Judge said tensely.

"Huh? Now see here, Judge, I'm all set in a good seat here to see the show. It's goin' to start right away. An' Annie's in the first act. Can't miss anything. You go ahead."

The Judge's voice was soft but grim. "Wilkins, let's get out of here quick," he repeated.

Puzzled and good-naturedly protesting, the sheriff arose and followed the Judge past the ushers and the doorman. They did not stop until they came to the sheriff's car.

"Say, ain't we goin' to see the show?" Wilkins moaned as he unlocked the door.

"Son, I must be getting old. It's taken a long time for me to get things straight. And now we're going to have to work fast if we're to be on time. Try to listen now. Drive down to the courthouse. I'll do the talking."

Through lips that tightened with the effort he made to make a simple matter seem simple in

words, the Judge began as the car started: "It's Benny Miller all right."

"What about him?" Wilkins demanded.

"Plenty. Listen to this. You picked up Benny in a freight car at three in the morning."

"Yeah, so what?"

"He said he'd been riding in that freight car without getting out of it since he left Seattle. How long a ride would that be to here?"

"About ten hours, I guess. Why?"

The Judge nodded in agreement. "That would mean that Benny was riding or sleeping or staying in that car for some thirteen hours at least."

"Ten and three make thirteen, but they don't make any bank robber out of Benny Miller."

"Maybe not, son, but what would thirteen hours in a dusty freight car do to your clean, well pressed trousers and your white shirt with a stiff collar?"

The sheriff almost shouted with excitement, "I see it, Judge, I get it now! When I picked up Benny I saw that his trousers were freshly pressed."

"I noticed that first thing in court the next morning. Benny's shirt collar and cuffs were almost immaculate and his trousers had a sharp crease. His shoes were freshly shined too."

Wilkins suddenly snorted with disgust. "Aw, that's no case against Benny. Maybe he saved his good clothes by taking 'em off and ridin' in his underwear. He was on his way to see them bookers, you know."

"That's what I thought too, at first. But last week he gave himself away. He gave me a letter to mail to his bookers."

"What wonderful thing did you make of that?"

"Nothing much," the Judge grinned. "Only an attorney friend of mine investigated the agency. It's phony, looks like a sham or cover for something else."

"I missed that angle. Let's go back and pick up Benny. He's in on this bank robbery!"

The Judge shook his head. "I always did think that he might be in with that gang. That report backs me up. But this business of Benny is bigger than just one bank robbery. Or else why should he want to stay in our town and take a chance on being accused of such a crime? That was the connection I couldn't see until tonight."

"What happened tonight?"

"You suggested the answer, son, back there in the theater. You told me that the farmers are getting their harvest money. Christmas isn't more than a week away now, and the farmers will be cashing their checks. Benny called up that booking agency on long distance this noon. Found that out from central. Your girl, Annie, probably told him just what he'd been staying in town to find out."

Wilkins almost hit a car as he swung into the curbing in front of the courthouse.

"Gosh, man," he cried. "You mean to say that Benny's tipped off his bank robbing gang that the bank must have a load of cash on hand to pay off those farmers?"

"There must be forty thousand dollars in cold cash in easily negotiable small currency in that vault tonight. And that gang's been thinking that nobody would suspect a second robbery so soon."

"Let's pinch Benny right now!"

The Judge shook his head. "We can't. We have no real proof. This is only my idea. You can't arrest a man on a hunch and a bit of reasoning, or general suspicions."

"We've got to catch them in the act then," Wilkins said.

"Get some state troopers to lend you a hand," the Judge suggested. "Sure wish I was young enough to go up against bandits. But you go ahead and get them. They'll mean re-election and Annie, you know?"

He slid over under the steering wheel.

"Where you going now?" Wilkins demanded.

"Back to the show, of course," the Judge said. "And I've got a hunch that Benny will be acting as lookout tonight when his gang comes into that bank. So I'll be around some place to watch the fun. But maybe this is nothing but a nightmare that I've hatched up. Maybe Benny is what he says he is. If I'm wrong I'll have to go into hiding. We'll both be laughed out of office."

* * *

The show was the cleverest minstrel that the Judge had ever seen. Benny's genius shone in every gag and skit.

"You put this show over in grand style, Benny," the Judge said softly as they rode home together. "And tomorrow your parole period ends. When you leave, I hope you'll be a success wherever you go."

Benny was still gay. "Thanks, Judge. I'm glad you think the Old-Timer still has something on the ball. Say, this is the sheriff's car, isn't it? Wasn't he at the show?"

Benny's voice was full of hurt and disappointment. The Judge was disturbed at the evident sincerity of that voice.

"It was too bad," the Judge explained. "He was sitting beside me, but he had to leave. Where can I drop you off — your boarding house?"

"You know, Judge, if you don't mind, I'd like to stop off at the beer garden and hoist just a few in celebration," Benny said, winking his right eye and laughing.

The Judge let him off at the next corner and after a cheery good night drove on toward his house. Upon clearing the business section of the little town, he turned the car in the direction of the courthouse, where he parked in an alley.

The town was silent under its dark midnight blanket. As the Judge sat, weary and sleepy, in



AMUSING

A judge who was asked to ban a book ruled that it was not obscene. The author is expected to appeal.

——:——

When they kiss and make up, she gets the kiss and he gets the make-up.

——:——

Our barber looked at a young man's sleek hair and asked if he wanted it cut, or just the oil changed.

———o———

the sheriff's car, he reflected how unthinkable and fantastic was his idea of a bank robbery that night. Surely he was mistaken about the whole thing. He felt miserable and dejected. He shivered a a little as he walked into the courthouse.

It was deserted. Wilkins was surely watching the bank. Restless and uneasy, the Judge slipped out through a side entrance, circled the town, and came upon the bank from the opposite side.

A long, dark-shadowed farmers' warehouse was located across the intersection from the bank. The Judge slipped up behind the warehouse and crawled along until he could conceal himself behind a pile of drain tiles that stood within the shadows of the building. Here he had a clear view of the front and one side of the bank.

His first glimpse sent a chilling shock through him. He could see somebody who looked very much like Benny Miller leaning against the corner lamp post. Why, Benny was drunk! He was staggering and had to clutch the lamp post!

The Judge was worried. He lay there in the cold and darkness of the night. The courthouse clock chimed two. Benny was still in front of the bank; he was sitting on the curb. For a time the Judge closed his weary, aching eyes.

The purr of an auto snapped him into alert wakefulness. He peered through a tile. A long, black car had stopped right in front of the bank. Benny was on his feet, no longer staggering.

Four men climbed out of the car and ran to the bank door. The car slid silently down the block and parked in front of the little hotel.

No sound, no delay. The men were disappearing into the front door of the bank by means of the door window which they had cut out. His hands in his pockets, Benny stood outside.

The Judge's heart was pounding; his eyes and ears were strained to catch any possible sound. Where were the sheriff and the state police?

A confused noise suddenly came from the bank. A cloud of mist or smoke was pouring out of the open door. Men, choking and tearing at their eyes, were stumbling out to the street. From the service station across the street a machine gun rattled. Tires on the bandit car popped and whistled. The driver came out with his hands high in the air.

But Benny was running. He was heading for the corner of the building where the Judge lay. He would have to pass the edge of the tile pile. Cold sweat broke out on the Judge's brow. Benny would be dangerous to capture; he was armed and desperate.

There was no time to think of more. Forcing himself to be calm, the Judge crouched and picked up a tile. Benny was running right past him. With a prayer and a mighty heave, the Judge threw the tile at the back of the fleeing legs.

Cursing, Benny went head first into the gravel road. When he had recovered from the shock, he found himself pinned to the ground, the Judge sitting on his back.

"You'd better keep quiet, Benny, or I'll have to bounce this tile off your head," the Judge warned.

When the sheriff and the police arrived, they found the Judge repeating some of Benny's minstrel gags and laughing over them. But Benny with that tile suspended over his head wasn't laughing.

* * *

"What'll you do with the ten thousand dollar reward for the capture and finding of these bandits, Judge?" Wilkins asked later as they drank cups of steaming coffee.

The Judge's voice was drowsy and full of contentment. "Well, sheriff, I'd like to go some place and celebrate. Molly and I haven't had a trip in years. And I think I'd like to build you a little bungalow out my way. Mighty nice to have a sheriff living next to you."

One World in Charity

LENTEN PASTORAL OF 1946

By His Excellency
The Most Reverend Aloisius J. Muench, D.D.
Bishop of Fargo.

(Continued from last issue)

Happily few in numbers, there are those who reject this teaching of the God of Israel and of His Christ. Theirs is a law of revenge. They are blind to the fact that, in rejecting the law of love of enemy, they really accept the teachings of Nazidom. Cruelly they advocate the decimation of Germany because "she is relatively too strong and too large populationwise." (Letter, On Feeding the Germans, Congressional Record, Dec. 18, 1945, A 6027). Brutal, is it not? Surely such a one is not a Christian, but may he even call himself an American? Another writes: "We have been told that if we don't give to Europe there will be mass starvation, and Europe will go Communist. Well, what's so bad about that—for Europe? Both things are the best things that could happen—to Europe." (Letter, Charity Should Begin at Home, ibid. A 6053). Not all brutal men lived in Germany or Japan. Such utterances explain how Hitler could find men to execute his cruel policies of extermination of what he called inferior races and peoples. To our shame we must admit that we also have proud master-race advocates in our country.

The hearts of these depraved overlords are left cold, possibly even rejoice with hellborn glee, that our policy in Japan may result in the death of 8,000,000 by starvation and exposure. (Life, Dec. 3, 1945). Their lust for vengeance is sated when they are told that "the unhappy continent of Europe faces one of the blackest, saddest winters since the chaos of the Thirty Years War. Cold, famine, and misery vie with each other in the ruins of last year's battlefields, and the terrible specter of potential epidemic, already creeping in the gutted ruins of great cities, threatens to sweep out across a frightened world. More than 200,000,000 desperate and homeless people are now milling east and west, north and south across the Continent. Tuberculosis is rife. The very young and the autumn leaves fall." (C. L. Sulzberger, European correspondent, New York Times, Nov. 13, 1945). Many months have passed since this was written, and winter is gone, but in the meantime death reaped its huge harvest, and sickness fed on undernourished bodies, and black despair gripped the hearts of countless millions. Gluttons for hate and revenge are having their fill.

Propaganda has done its deadly work. On the one hand, it has fixed on entire nations collective responsibility and war-guilt, and, on the other, it has created in victor nations a pharisaical attitude of righteousness. The Lord's parable of the pharisee and the publican who went up to the temple to pray, the one proud and boastful, the other meek and humble, could be well applied to the present-day international situation.

Fortunately, there are those who remember Edmund Burke's dictum: "I know of no way of indicting a whole people." There are men in Congress who, refusing to join in the hymn of hate, courageously declare after a calm appraisal of the facts: "Those Germans who suffer will in the main be the very old who generally opposed Hitler, and the very young who are hardly responsible for him." (Colmer Committee on Postwar Economic Policy). There are those in our land who recall the brave words of the immortal Lincoln: "With malice toward none and charity toward all," and ask that they be applied to international relations.

Statesmen would be sure of creating a better world if they gave heed to the sage words of Pius XII: "Do not ask from any member of the family of peoples, however small or weak, for the renunciation of substantial rights or vital necessities which you yourselves, if it were demanded of your people, would deem impracticable."

If we would serve our country well, we must not be cowards. Fearlessly we must proclaim Christ's law of love of enemy. It may bring us reproach and condemnation from those who know not Christ, but realizing that a peace based on justice and inspired by charity is the only kind of peace that is sensible, why should we be disturbed about what men will say? As Christians we have no choice but to be on the side of Christ, and we may be confident of this, that being on His side we are on the right side.

The history of two thousand years bears testimony to the fact that where men sincerely and faithfully followed the teaching of Christ there peace became a fact. Hitler held up to scorn Christ's teaching on meekness, kindness, mercy, and charity. He and his partners in crime de-



claimed that these are "soft" virtues and may no longer be preached. Arrogance, pride, and hatred have once more crashed into ruin. Shall we follow their leadership by now trying to build one world on foundations of "hard" vices—on ill will, malice, and hate? Shall we allow his ideas to prevail in the work of postwar reconstruction? Shall we make ourselves partners of vindictive, inhuman, immoral, and un-Christian treaty provisions that will be nothing less than spawning grounds of another war?

To us Christians comes the duty to speak out. We must breach the wall of silence that shuts out the voice of Christ. With malice toward none we must put forth every effort to build One World in Charity. As in St. Paul's day, so still in ours, charity is the greatest of all virtues, the motive-force for all other virtues, the golden bond of perfection.

The New Order in Christ

We entered the war with high ideals. We were assured by the late President Roosevelt that the war would not be one of vengeance but one to establish a new order in the spirit of Christ. Mr. Churchill spoke of the war as a crusade for the preservation of the rights of men. People were cheered by these assurances.

The events since the close of hostilities, however, justify the gloom that has settled over the minds of men. Even before the end of the war it became clear that solemn pledges and promises would not be kept. What dismal fate the Atlantic Charter suffered is known to all the world.

Right has not become might. On the contrary, might is extolled as the only means for the preservation of peace. "Peace must rest on power," is the crisp, clipped statement of the head of our government. Instead of taking the leadership among nations to bring about progressive disarmament and abolition of peacetime military training a powerful machine of propaganda is put to work urging the maintenance of armies and navies on a scale larger than ever before. The race of armaments that would be started thereby among nations receives little consideration. Back-breaking taxes would be loaded on the common people of all lands. The standard of living would necessarily be lowered, or certainly it could not be raised because of the expenditure of money for guns and ships. The flower of youth would be torn from wholesome home surroundings and from the peacetime arts of education, vocation, and culture, and would be subjected to the poisonous atmosphere of immorality and irreligion associated, unfortunately, with life in army barracks. Like an octopus militarism would begin to coil its tentacles around our democratic institutions.

This is not the new order in Christ which people were encouraged to envision. Instead of stating principles for a good peace plan "we have compromised and sought to make mere piecemeal settlements. Instead of honest, promising discussion even on diverging plans, we are witnessing a return of the tragedy of power politics and the danger of balance of power arrangements which, with the substitution of mere expediency for justice, have begotten war after war." (Between War and Peace, Statement of American Hierarchy, Nov. 18, 1945). Small nations have been sacrificed on the altar of expediency. Brave little Finland has been mutilated; Lithuania, Estonia, and Latvia have been absorbed by force into the Union of Soviet Republics; the Balkan States in southeastern Europe have been made the stooges and allies of a scheming totalitarian government; rebel governments have been set up, as in Iran, in defiance of pledges given the Allied Powers, and presented to them as accomplished facts; and tragic Poland partitioned by her own Allies can not call her soul her own.

This is not the new order in Christ for which we fought. Might is made right. Indeed, peace is made to rest on power, but it is not peace. The atomic bomb will shatter such a peace.

Two billion dollars were spent to erect atomic bomb plants. If that sum of money were spent to build in the lives of men, through church and school, strong principles of justice and charity, a power would be released in mankind so tremendous that a lasting peace would be ensured. We still have faith in moral and spiritual values, because we have faith in man if he is given a chance for good against the terrific odds of evil in the world.

(To be concluded next issue)

Anna, the Keeper of the Castle

By
ROSA ZAGNONI MARINONI

IT was Anna herself, the keeper of the castle, who told me the pathetic life chapter I am about to relate. I still remember how we sat in the shadows of the ancient steps, the drawbridge chains dangling above our heads, the purple-blue lake glimmering in the moonlight, the wind whistling its eternal song through the lookout holes of the tower. At intervals night birds flew down to the water edge, then disappeared in the darkness,

Anna was talking, her gentle voice low, her eyes staring at the light-studded shore across the water, as if beholding a screen on which passed in review the happenings her voice related. Not a light shone from the castle, for Anna was poor, and before coming outside she had snuffed the candle that lighted her children's bedroom.

Anna was the caretaker of the ancient castle, a widow. She lived on the few "soldi" the summer tourists handed her for showing them through the halls. Since admission to the castle was free, Anna did not always receive a tip; and winter months were long and cold. Anna had been left alone to support her seven young ones when her man had been drowned.

Poverty had been what had induced Anna to allow Giovanina, her oldest daughter, to go and seek work in the nearby city of Verona. "She was the prettiest little girl on the island—eyes like those stars," Anna told me, looking up to the heavens. "And a smile as sweet as April on the banks of Lake Garda, and she was good, signora, so good! The Padre could tell you, he, who baptized her and heard her confessions. But you see, tongues will wag, and after Giovanina went to Verona, and was fortunate to find work, she started sending me her earnings. I was so pleased to know my little girl was making good in the city, that every time I received money from her I would tell every one about it. 'See, how my Giovanina is helping me and her little brother and sister!' The 'Comari' and the fishermen seemed glad of my good fortune, for even a few lire meant a lot to me in winter. They bought sacks of meal to make polenta and wood to make fire."

"Giovanina wrote me every week. How she liked her work, and how fine the folks were who employed her as a servant girl. At first I had worried about her working, for she was only fifteen, and the most delicate one of all my children."

Anna paused, wiping a tear from her cheek. A boat glided past. The oars splashed softly in the satin surfaced lake. A dog barked from the bank. Anna went on:

"It was at Christmas time, I remember, that I wrote her she had better keep part of her pay and get herself some warm clothing, for I knew she did not have anything warm to wear and it was cold in Verona. But just before Christmas I received fifty lire just as the month before. With it, Giovanina wrote a letter telling me not to worry about her; they had raised her pay and she had gotten herself a coat, a good woolen one, and shoes too. I was so happy, that when I went to the drug store to change the money I told every one I met about my little girl's good fortune.

"I was so excited I even exaggerated a bit (the Lord forgive me). On my way home, as I was crossing the bridge, Gervasia, who is eighty years old and a kindly soul, stopped me and said guardedly, 'Anna, if I were you, I would not go about the village talking as you do so much about the money Giovanina sends home. I know, and any of us know, that she is all right — but some of the fisherboys started whispering. Now, people are talking.'

"'Are they jealous?' I laughed.

"'There is nothing to laugh about,' said the old woman sadly. 'Girls do not earn as much money as Giovanina is supposed to be sending you, just by hiring out as a servant!'

"'What do you mean?' I asked. Gervasia looked away, then whispered, 'You see, it's this way, you tell everyone of the money you get from Giovanina and the clothes she is getting. You say she sent you fifty lire, the next person makes it one hundred. By the time the news makes the round of the square



the fifty lire become one thousand. In the winter the natives have little to do but talk. All this money your little girl is supposed to send you makes them whisper — and — and some say she is a bad girl!' "

For a moment Anna was too stunned to speak, then she went on: "My Giovanina a bad girl? They knew that could not be! But how could I make them understand — how could I undo the harm I had done my poor little one? I went home and wept. I did not leave the castle for two weeks. I did not wish to see, nor speak with any one; I felt the whole village was buzzing about me and Giovanina. I hated every one. When the next money came I did not dare change it.

"And then in February I got a letter from the lady that Giovanina was working for. She wrote me that my little girl had not been well. She had had a bad cold — had not been able to work — and the lady was letting me know she was sending Giovanina home on the train.

"That letter worried me terribly. I had kept aloof from the villagers but I rushed to Nunciata, an old aunt of mine, and told her Giovanina was coming home. I wanted to go and meet her at the train station four miles away. Nunciata's husband offered to take me to meet the train in his buggy while my aunt would remain with the children at the castle."

Anna paused, her hands twisting her apron. I did not speak. She kept staring at the shore across the lake, as if the scene of that February night was again being re-enacted before her gaze. A swarm of bats whirled from the bastion of the castle and almost touched our heads.

Anna caught her breath, then resumed: "When Giovanina alighted from the train, she fell into my arms burying her face against my shoulder. The light in the station was dim, I could not see her face — but I could feel her slim body trembling against mine. She seemed to have shrunk into a tiny girl, so thin. Her voice sounded far away as she murmured, 'I'm so happy — I can't walk.' I picked her up in my arms and brought her to the buggy. My little girl, my povera picina, was sobbing.

"It was only when I sat beside her in the buggy on our way to the castle that I noticed that she was shivering and coughing. About her shoulders she had a black shawl, far too light to shield her from the biting cold. I took off my coat and wrapped it about her. 'Why didn't you put on your new coat?' I asked, puzzled.

"Giovanina did not answer. She cuddled near me like a tired child, her thin arms about me. 'Don't talk, mama,' she whispered, 'I am so happy to come home — to be near you —' We drove on in silence.

"Even though the night was cold and Giovanina's hands were trembling, she felt hot. 'You have fever!' I said once.

" 'Just the excitement of the trip,' Giuseppe tried to comfort as he whipped up the horses.

"I shall never forget that ride. Something was stinging through me, an instinct told me my little girl was very sick, and unhappy. It was when we reached the castle and the children crowded about her, that in the candlelight my eyes could actually see my Giovanina, and my heart tightened.

"Giuseppe was also staring at her. My lovely little girl was almost unrecognizable — p a l e , thin, her hair had lost its luster, her cheeks their color, her body was emaciated. She was clothed in a thin, faded dress; her shoes were gaping, and her hands — oh, Madonna mia,— her hands! They were bruised — swollen — the skin cracked — they looked at her, Giovanina slumped on the bed coughing. Giuseppe ran to call the doctor. After a while I sat beside her. 'What is the matter with your hands?' I asked, holding her hot swollen palms in mine.

" 'Nothing', replied Giovanina, attempting to smile. 'It's just work —' and she tried to hide her poor red hands where chilblains stood out cracking the skin.

"When the doctor came he helped me put Giovanina to bed, made me build a hot fire, and sat beside her examining her in silence. Then the Padre came with Giuseppe. They all whispered, feeling of Giovanina's hands, then they left saying something about pneumonia, overwork and exposure.

"The days that followed were like a nightmare to me. Ten days she lay in bed smiling, trying to comfort me, worrying as to how we'd get along now that she could no longer work, then one dawn — she looked about the room and whispered, 'Mother, spring is here, open the window — let me see the lake. It is no longer cold — spring has come— the tourists are coming to see the castle — all is well with us. Open the window, spring is coming over the lake.' I rose to



open the window; and when I turned back to the bed Giovanina was very still — smiling — she looked happy. My little girl had gone to heaven." Anna's voice guttered in her throat.

My fingers closed above the mother's hands, the lake was very still, as if the night had caught its breath. The waters lapped gently against the moss grown buttressed walls. The mother was crying softly. I whispered, "Tell me no more if it hurts you."

Anna composed herself and murmured, "I like to talk about her, she seems near when I do. Giovanina had not wished me to worry about her," the poor woman went on, "and tried to keep the truth from me as to what she was doing in Verona. But the doctor found out and told me later. My little girl had been sending me every penny she made, scrubbing at night the cold tile floors of an unheated building, down on her knees — her hands in the biting soap and lye suds. Not even a winter coat had she bought — not even the black shawl — it had been loaned her by the old woman who hired her,

"I fixed my angel for burial myself, with the help of Lucretia. The doctor's wife gave me a pretty pink silk dress, and a pink ribbon for her hair. The English woman that lives on the hill brought a spray of white roses from the florist of Verona. I placed it on Giovanina's breast. She was so pretty, she looked like one of the princesses they say once lived in this castle. In church, every one passed before her coffin and stared at her. I had fixed and brushed her hair until it shone like in the olden days and she was pretty — all of her, except her hands; for try as I might, I had not been able to make them look smooth and white. The roses partly hid them, but every one noticed her work cracked hands, eaten by the lye and soap. And when the natives looked down at her as she lay in her white coffin I saw the women and men who had gossiped about her stare at those hands and walk back to their seats sobbing. Now they knew my Giovanina had been a good girl. Her hands proved it."

"Poor Giovanina," I whispered — and the lake swished at our feet, sighing against the castle wall.

The little village across the lake had fallen asleep, and only a few trembling lights sparkled on the water's breast, like a rosary; the reflection of the castle tower hung from it like a cross. I sat silently beside Anna. Anna, who since Giovanina's death the natives referred to as: "The Mother of the Angel."



Two men leaned over the rail on a steamer, China bound. One was a business man, the other a priest. The business man wore a hard face.

"Going to China?" he asked gruffly.

"Yes," replied the priest. "I'm a missionary."

A slow patronizing smile parted the other man's lips. He considered China missions a lost cause and said so. Then he went on:

"Once I read about a young priest—Murphy I think his name was — who was captured by bandits and held for ransom. The bandits chopped three fingers off his right hand, one for each week's delay in payment of the money. Anyhow, he's in the States now and will not be going back for any more. So watch your step, or maybe your fingers will disappear."

The priest began to say something, but the dinner gong made his new acquaintance impatient to leave. So they shook hands, and, as you may have guessed, one of the hands, minus three fingers, belonged to Father Murphy.

Some men's courage is like that of the mouse in the fable.

It happened that a man spilled some whiskey on the floor. A mouse came out of a hole in the wall and took a sip of it. It tasted strange to him and he went back to the hole in the wall and did some thinking.

Then he came out and took another sip and went back again and did some more thinking.

A third time he came out and this time he took a big drink. Then he jumped up on the edge of a soap box, stood up on his hind legs, bristled up his whiskers and shouted as loud as he could:

"Now bring on your cat!"

Two Scotch ministers were crossing a loch in a boat with a company of other passengers when a great storm arose. One of the passengers was heard to say:

"The two ministers should begin to pray or we'll all be drowned."

"Na, na," said a boatman, "the little one can pray, if he likes, but the big one must take to the oars."

It was an old darky who summed up the perfect attitude toward the troubles of life, when he described a friend in these words: "He totes his own troubles jest as light as if they wuz other people's; and other people's troubles harder'n if they wuz his own."

In a cynical vein however, but with a measure of good sense, a hard-boiled old sea-captain gave this advice to his cabin-boy: "Don't tell your troubles to others. Most of 'em don't give a hang; an' the rest are dang glad of it."

Some people have an innate dislike for nicknames. It is one of the ironies of life that those who dislike them most are made to suffer the most from them. Take the case of the man named William Williams. He determined that none of his children would be called by nicknames. To that end he gave them all first names that began with "Wil" — on the theory that in order to distinguish them, people would have to use the full names. He had five sons, and named them respectively, William, Willard, Wilbert, Wilfred and Wilmot.

Sure enough, the neighbourhood children could not distinguish all these "Wills". For that reason, the five boys grew up with the names "Bill, Skinny, Butch, Chuck, and Bozo."

A poet was once strolling near the outskirts of a large city when he came upon a stone quarry. For a time he watched the operations in the big hole—the blasting, the removal of stone out of the pit, and finally the actual cutting of the stone. After a time, he engaged the workmen in conversation. He asked three men the same question: "What are you doing?"

The first said: "I am earning five dollars a day."

The second said: "I am cutting stone, can't you see?"

The third, however, lifted up his head and said with a joyous smile: "I am building a cathedral."

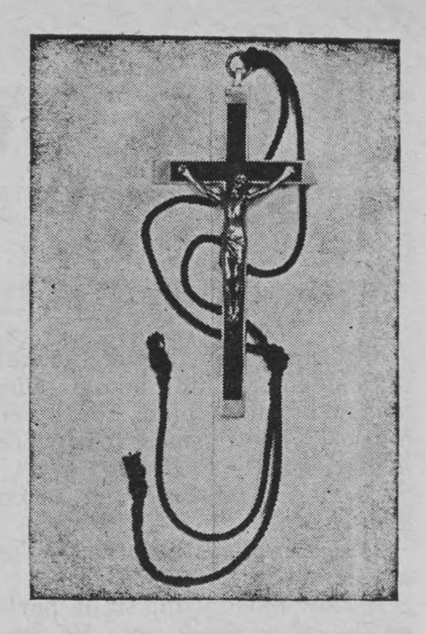
DRUG

By its enemies religion has been called a drug. It is a drug and furthermore, it is the ONLY drug that will counteract the virus of hatred now flowing in the blood streams of men and nations.

—Cardinal F. J. Spellman.



with our lay-missionaries



Crucifix of Rosary?

One may wonder how it happens that the Oblates of Mary Immaculate, whose Congregation is honored with a Marial title, appear before the faithful without a rosary hanging from their cinctures, such as is worn by other religious, for instance, the Jesuits, the Redemptorists, devoted more particularly, it seems, to the Saviour's Person.

We can not trace the historical reason which prompted St. Ignatius and St. Alphonsus Liguori to invest their sons with the armor of the rosary, though their personal devotion sufficed to justify it. To follow the genesis of the Oblate religious habit and to account for the crucifix on his breast, is not difficult of research.

At its inception in 1816, the Oblate Congregation was known as the Missionaries of Provence, in Southern France. The year of 1825 found them so increased in membership, that their Founder decided to name them the "Oblates of St. Charles", but recalling, a few months later that a congregation of that name already existed in Milan, he followed the bent of his heart, prompted by Heaven, he thought, and bestowed upon his sons the title of "Oblate of Mary Immaculate," which was immediately sanctioned and blessed in December of that same year, by Pope Leo XII. The young Congregation was then nine years old when christened by the name renowned today throughout the world, especially in mission fields the most difficult of access and ministry.

Now the reason for the choice of the crucifix by the Oblates as their insignia is as follows: Monsignor de Mazenod, founding his community on the ruins of the French Revolution, for the specific purpose of evangelizing the poor and dechristianized in the country districts, decided that his sons were not to be different in appearance from the secular clergy, save by the crucifix, the authentic insignia of the missionaries of the Gospel, Hence, the Oblate Brother as well as Priest, receives as the distinctive symbol of his calling, the crucifix on the day of his perpetual vows.

Be that as it may, the title of Oblate of Mary Immaculate is of far more importance to the son of Eugene de Mazenod than his exterior religious habit. By virtue of his title, he has always believed himself called to a special vocation, as hero of the Virgin Mary. It is well known that one of the most glorious pages of the Oblate history is the establishment or restoration of Mary's celebrated shrines in France and abroad.

In East-Canada alone, the Oblates have four institutions under the special patronage of Our Lady of the Rosary: their novitiate at Richelieu, the parish of Ville-Marie in Temiscamingue, the Indian Reserve at Maniwaki, and above all, the National Shrine of Cap-de-la-Madeleine, the spot in Canada and perhaps in all North America where the rosary is recited most frequently and unique monuments of the Holy Rosary predominate. It is the headquarters of the famous Annals of Our Lady of the Cape, a monthly circulated to one hundred thousand homes. There, also, originated the popular pamphlet, inspired by the apparitions of Fatima and entitled, "The Hour of the Rosary", circulated to the number of two hundred thousand copies, by the Oblates in their parishes.

At whatever hour of the day the visitor enters the great church of St. Savior, Quebec, the rosary is being recited throughout the year, by the members of the Society of Adoration. All through the war, added to this, there was the "Meditated Rosary" directed by an Oblate Father, to obtain peace.

Mention must be made of the Assumption Parish in Maniwaki, which claims the honor of producing the first comprehensive replica of the apparition of Our Lady of Fatima, a magnificent work of art and devotion, standing out gloriously in the number of shrines erected to Mary, in Canada.

In the United States, at San Antonio, there is the famous Lourdes of the Southwest — the

The Question Box

Only signed letters will be answered

Must a person who is obliged to make restitution refrain from spending money for unnecessary things until he has paid the debt?

He is usually not bound to deny himself the means needed for a decent livelihood, nor need he deprive himself of everything but the bare necessities of life, but he should forego the unaccustomed luxuries which he might otherwise seek. Again if the creditor will suffer much more by not receiving than the debtor by paying, the latter should make every effort to pay as soon as possible, lest he make himself guilty of grave neglect. Here it might be added that many people are becoming careless about paying their just debts promptly. To say the least this is not as it should be.

Why is it necessary to pray to the saints?

Concerning this matter, the Council of Trent says: "The saints, who reign together with Christ, offer up their own prayers to God for men. It is good and useful suppliantly to invoke them and to have recourse to their prayers, aid and help for obtaining benefits from God through His Son Jesus Christ who alone is our Redeemer and Savior. Those persons think impiously who deny that the saints, who enjoy eternal happiness in heaven, are to be invoked; who assert that they do not pray for men; who declare that asking them to pray for each of us in particular is idolatry, repugnant to the word of God and opposed to the honor of one Mediator of God and men, Christ Jesus" (Sess. 25). This is the official teaching of the Church.

The practice of asking others to pray for us is often urged in scripture. Thus in the Old Testament God commanded Abimelech to ask for Abraham's prayers: "He shall pray for thee and thou shalt live" (Gen. 20:7). Again, God said to the friends of Job: "My servant Job shall pray for you; his face I will accept" (Job 43:8). St. Paul frequently asked others to pray for him: "Now I exhort you, brethren, help me by your prayers to God for me" (Rom. 15:30).

It seems very natural for us to ask others for the favor of their remembrance at prayer. We do not think anything wrong or exceptional about that. Now if we may and do ask others to pray for us while they are on this earth, why does it seem so strange to ask the saints, who once lived on this earth, to pray for us? We may and should pray to God directly, but we ask the saints to likewise pray to God for us believing that their prayers will be especially acceptable to God.

Please explain a "Catholic Divorce."

Because one sometimes hears of a Catholic being permitted by his Church to go through the form of marriage a second time, while the first partner is still living, some people get the impression that a divorce had been granted by the Church. Nothing could be farther from the truth. What the Church however has done is to declare that there had been no marriage from the very beginning, i.e., that no true marriage had taken place due to certain conditions. The technical yet usual name for this declaration is "nullification of marriage." There are three things that may nullify a marriage:

1. Imperfect consent to marriage. For example, if one party to a marriage has been forced into it under threat of loss of life or some other grave penalty, the marriage is invalid and remains invalid unless a fully voluntary consent is given later on. Both persons in such an apparent marriage may be declared free from the bond and capable of entering a true marriage when it has been proved that the consent of one was forced and not free.

2. Defective rite or ceremony for marriage. Marriage can be truly contracted by a Catholic only in the presence of an authorized priest and two witnesses. If the ceremony of marriage was performed without those conditions, it was no marriage at all and can be declared null and void.

3. Defective freedom to marry. Only persons are free to marry who are not under any impediment that hinders their valid marriage. For example, relatives as close as second cousins cannot validly marry without a special dispensation; baptized Catholics cannot marry Jews or non-baptized persons without a special dispensation; a man or woman who is incapable of performing the actions necessary for the generation of children cannot validly marry, etc. If after an apparently valid marriage, it is found and proved that one of these impediments was present and either was not removed by special dispensation, or could not be removed, then the marriage will be declared no marriage at all.

Because of these possibilities, it is foolish for people who hear about "Catholics getting a divorce and permission to remarry from the Church" to accept the words on their face value. There are many reasons why the first marriage might simply be declared null; and often they are reasons such as would naturally be kept quite secret. One must know all the facts before drawing any conclusions.

---

beautiful Grotto Sanctuary, home of Mary Immaculate League and where Lourdes Water is available upon request. In the Seminary Chapel nearby, Masses and the rosary are celebrated daily, and the Holy Hour is made every Thursday—there, too, countless favors for men and women of the Armed Forces were granted through our Lady's mediation.

Have you heard these ?

"Dogs are faithful creatures," read a man to his friend.

"Yes," said his friend, "I once had a bulldog so attached to me that they had to pry him off my leg with a crowbar."

* * *

Talkative Lady: "A big man like you might be better employed than in cruelly catching little fish."

Fisherman: "Perhaps you're right, lady. But if this fish had kept his mouth shut he wouldn't be here."

* * *

Employer (to typist): "By the way, are you doing anything particular tonight?"

Girls: "No, nothing at all."

Employer: "Good! then go to bed early and try to come in on time in the morning."

* * *

A farmer once made an obviously exaggerated statement as to the weight of his hay crops.

"I've been cutting hay, too," said one of his listeners, smiling.

"Good crop?" asked the farmer.

"Fine — very fine!" said the friend.

"How many tons?"

"Well, I don't know exactly how many tons," said the friend carelessly, "but my men stacked all they could out of doors and then stored the rest in the barn!"

* * *

The worried countenance of the bridegroom disturbed the best man. He tip-toed up the aisle and whispered: "What's the matter, Jack: lost the ring?"

"No," blurted out the unhappy Jack, "the ring is safe here in my pocket, but man, I've lost my enthusiasm."

They were riding merrily through the little country villages in their new car.

His wife suddenly became romantic. "Darling," she murmured, breathing in large portions of fresh air, "one feels as we skim over the country that life is really worth living after all."

"Yes," he replied, without taking his eyes off the road, "and the way the pedestrians are dodging out of our way they must feel the same."

* * *

Teacher: "Now, children, you must never do anything in private that you wouldn't do in public."

Sammy: "Hurray! No more baths!"

* * *

Mother: "Junior, what do you mean by feeding baby that yeast?"

Junior: "She swallowed my dime and I'm trying to raise the dough."

* * *

Father: "Do you suppose our son gets his intelligence from me?"

Mother: "He must, I've still got mine."

* * *

The dean of girls at a co-educational college was making an announcement before the student body. "The president of the college and I," she said sternly, "have decided to stop necking on the campus."

Greeted with gales of laughter, she became flustered and attempted to explain. "What I mean is, all this kissing that's been going on under my nose must stop."

He: "When I read about these marvelous electrical inventions it makes me think a little."

She: "Isn't it wonderful what electricity can do?"

The Student's Burse . . .

Amount Previously acknowledged	$1,826.10
Mr. and Mrs. J. Gallinger, Macklin	2.00
A Friend, Regina	1.00
Total to date	$1,829.10

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT
for a
BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY
for a Relative or Friend is a year's Subscription to
THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $2.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....